

MITTEILUNGEN

DER

WALTHER RATHENAU GESELLSCHAFT

Nr. 7

April 1997



Mitteilungen der Walther Rathenau Gesellschaft

Nr. 7

Herausgeber:

Walther Rathenau Gesellschaft e.V., Frankfurt a.M.

Redaktion:

Martin Sabrow

Berlin, April 1997

Druck:

Graficpress Köhrich

Detmolder Straße 13

10715 Berlin

(Titelseite)

Aus Walther Rathenaus Skizzenbüchern:
Laufenburg – Blick von der Rheinbrücke (um 1892)

MITTEILUNGEN
DER
WALTHER RATHENAU
GESELLSCHAFT

Nr. 7
April 1997

INHALT

DIE WALTHER RATHENAU GESELLSCHAFT IM JAHRE 1996. von Günter Schilling	3
FINANZBERICHT FÜR 1996 von Götz Küster	5
BEOBACHTUNGEN ZU DEN BRIEFEN RATHENAU von Ernst Schulin	7
EINE „KULTURELLE NEUBILDUNG VON HOHER MERKWÜRDIGKEIT“. THOMAS MANNS AUSEINANDERSETZUNG MIT LEBEN UND WERK WALTHER RATHENAU von Dieter Heimböckel	14
DIE TESSIER-LEGENDE. ZUM 75. TODESTAG WALTHER RATHENAU von Martin Sabrow	27
RATHENAU ERSTE LITERARISCHE ARBEIT 1897 von Günter Schilling	41
NEUE MITGLIEDER	44
TERMINE	46

Günter Schilling

DIE WALTHER RATHENAU GESELLSCHAFT IM JAHRE 1996

Herausragende Ereignisse sind vom abgelaufenen Jahr nicht zu berichten: 1996 war für unsere Gesellschaft eher ein Jahr der Konsolidierung bzw. der kleineren Schritte.

Zunächst gelang es, den S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main – den Verleger Walther Rathenaus – grundsätzlich dafür zu gewinnen, künftig die Edition der Walther Rathenau Gesamtausgabe zu betreuen, nachdem der Bleicher-Verlag in Gerlingen sich aus organisatorischen Gründen von Teilen des Lambert Schneider Verlages trennen wollte. Wir hoffen, daß vom Verlagswechsel neue Impulse auf die ins Stocken geratene Arbeit der Herausgeber ausgehen.

Im Sommer 1996 wurde die AEG mit der Daimler Benz AG verschmolzen. Dies bedeutete auch das Ende unserer langjährigen und engen Zusammenarbeit mit dem Unternehmen, vor allem in verwaltungstechnischer Hinsicht. Allen Mitarbeitern der früheren AEG, die uns geholfen und unterstützt haben, besonders auch beim Kopieren des Rathenau-Nachlasses in Moskau und beim Transport der Kopien nach Freiburg, möchten wir auch an dieser Stelle noch einmal danken.

Ein Porträt Walther Rathenaus von der Hand Emil Orliks aus dem ehemaligen Besitz der AEG hat deren Vorstand unserer Gesellschaft gleichsam als Abschiedsgeschenk überlassen. Das Ölgemälde ist jetzt in der Walther Rathenau Gedenkstätte in Schloß Freienwalde zu sehen.

Aus Familienbesitz kam 1996 ein weiteres bedeutendes Stück nach Freienwalde: der Schreibtisch aus dem Arbeitszimmer Walther Rathenaus im Erdgeschoß seiner Grunewaldvilla. Er hatte unerkannt viele Jahre im Zürcher Haushalt von Veronika Schnewlin, der jüngsten Rathenau-Nichte, als Arbeitsmöbel gedient. Wir verdanken ihrem Nefen Dr. Bernd Mossner, Mitglied des Vorstandes unserer Gesellschaft,

nicht nur die Überlassung sondern auch die großzügige Übernahme der Transport- und Instandsetzungskosten dieses wichtigen Möbelstücks.

Wenig vorangekommen ist 1996 die Zusammenarbeit mit den neuen Rathenausschulen. Das Gymnasium in Bitterfeld soll nun erst am 29. September 1998 den Namen Walther Rathenaus erhalten. Mit der staatlichen Grundschule Walther Rathenau in Weimar haben sich noch keine weiteren Kontakte ergeben.

Auch aus Senftenberg erhielten wir die Mitteilung, daß die dort für den April 1997 vorgesehene Namensgebung für die Grundschule in der Walther-Rathenau-Straße verschoben werden muß, weil die Stadt eine neue Schulkonzeption zu entwickeln im Begriff ist. Zwar wurde der Schule zugesichert, daß sie den Namen Walther Rathenaus wieder tragen darf, doch muß die neue Schulkonzeption erst beschlossen werden. Die Schulleiterin hofft, daß die Namensgebung in der zweiten Hälfte des laufenden Jahres stattfinden kann.

Das Walther-Rathenau-Gymnasium in Schweinfurt wird anlässlich eines Schuljubiläums im Sommer 1997 eine Walther Rathenau Ausstellung veranstalten, deren Ausrichtung unserem Mitglied, Herrn StD Dr. Max-Rainer Uhrig übertragen wurde.

Der Gesamtvorstand hielt am 11. Oktober in Frankfurt am Main eine Sitzung ab, in der u. a. Fragen der Edition sowie der Zusammenarbeit mit dem für Freienwalde zuständigen Landkreis Märkisch-Oderland behandelt wurden. Außerdem wurde die Aufgabenverteilung im Vorstand präzisiert und in diesem Zusammenhang Frau Dr. Kniepen gebeten, die Verbindung zu den Rathenausschulen zu pflegen.

Unsere Gesellschaft hatte am 31. Dezember 1996 68 Mitglieder.

Götz Küster

FINANZBERICHT FÜR 1996

Im vergangenen Jahr bewegten sich unsere Finanzen entsprechend den Aktivitäten unserer Gesellschaft, wobei wir einige erfreuliche Sonderspenden in der Gesamthöhe von DM 15.000,00 zu verzeichnen hatten. Zum Jahresbeginn wies unser Girokonto einen Stand von DM 16.555,88 auf, am Jahresende 19.0318,08. Unsere Einnahmen, einschließlich der Sonderspenden, betragen DM 26.012,73, unsere Ausgaben DM 9.628,56. Dazu kommen als interne Kontobewegungen die Aufstockung unseres Termingeldkontos I um DM 11.00,00 auf DM 20.000,00 und, um höhere Zinsen zu erzielen, der Kauf von Bundesschatzbriefen im Nennwert von DM 50.000,00 aus dem Termingeldkonto II, das damit aufgelöst wurde. Wie früher mitgeteilt, stammt letzterer Betrag aus einer Sonderspende des Stifterverbandes, zweckgebunden für Band I der Walther-Rathenau-Gesamtausgabe; nach Rücksprache mit den Herausgebern wird dieser Betrag voraussichtlich erst von 1998 an gebraucht.

In den Ausgaben ist eine Zahlung von DM 4.000,00 an die Walther Rathenau Stift gGmbH in Bad Freienwalde enthalten, die für den Ausbau des Archivs zu einer wissenschaftlichen Forschungsstätte bestimmt ist; für diesen Zweck werden wir im laufenden Jahr auf Beschluß des Vorstandes weitere Beträge zur Verfügung stellen. Unser Verwaltungsaufwand belief sich auf DM 2.951,45, der Druck unserer Mitteilungen kostete DM 2.078,05; für eine Informationsbroschüre über Bad Freienwalde, die wir unseren Mitgliedern überreicht haben, wurden DM 200,00 aufgewendet und für den Druck von Briefbögen DM 399,05.

In diesem Jahr, 1997, werden wir höhere Ausgaben haben; einerseits wollen wir die Fertigstellung der Druckvorlagen für weitere Bände der Walther-Rathenau-Gesamtausgabe beschleunigen, andererseits soll das Archiv in Bad Freienwalde in seinem Bestand gefestigt und weiterausgebaut werden; hierzu sind wegen der Finanznot der Öffentlichen

Hand besondere Anstrengungen unserer Gesellschaft nötig, die ja Gesellschafter der Walther Rathenau Stift gGmbH ist.

In diesem Sinne bittet der Schatzmeister alle diejenigen unserer Mitglieder, die ihre Jahreszahlung noch nicht geleistet haben, sich des beiliegenden Überweisungsformulars freundlichst zu bedienen.

Ernst Schulin

BEOBSACHTUNGEN ZU DEN BRIEFEN RATHENAU

Walther Rathenau gehört zu den großen Briefschreibern seiner Zeit. Das war den Briefempfängern sofort deutlich, und deshalb wurde die Aktion der Familie, unmittelbar nach der Ermordung die Briefe zu sammeln, von ihnen so weitgehend unterstützt. Die Publikation der vier Briefbände in den zwanziger Jahren wurde ein großer Erfolg, vertiefte das Bild dieser Persönlichkeit und verschaffte ihr neue Sympathien. Der Verleger Gotthold Müller, der Ende der sechziger Jahre den ersten Anstoß zu einer neuen Rathenauausgabe gab, hat mir oft gesagt, daß es die Briefe gewesen seien, nicht die Schriften, die für ihn den eigentlichen Zugang gebildet hätten. Auch nach 1945 war die neue Briefausgabe, die von Margarete von Eynern aus den alten Bänden zusammengestellt und 1955 unter dem Titel „Ein preußischer Europäer“ veröffentlicht wurde, ein großer Erfolg und der erste Wiedereinstieg in die Beschäftigung mit ihm.

Es ist schon mehrmals darauf hingewiesen worden, daß Rathenau durch die Auswahl und die Kürzungen, die in den zwanziger Jahren seitens seiner Mutter und seiner Schwester bei den Briefen vorgenommen wurden, „verschönert“, idealisiert worden sei. Durch den in Moskau wiederaufgefundenen Nachlaß, der in vielen Fällen die ungekürzten (und auch die gekürzten) Vorlagen enthält, läßt sich das nachprüfen und sind nun in der neuen Gesamtausgabe die Ergänzungen herzustellen. Sicherlich muß man unterscheiden zwischen der damaligen Aussonderung unwichtiger Briefe und Briefstellen – die natürlich auch schon einen „idealisierenden“ Effekt hat – von derjenigen anstößiger Stellen. Das letztere ist der viel seltenere Fall. Am auffallendsten, systematischsten, ist es mir (nach meiner bisherigen Übersicht) bei der Untêrdrückung ironischer antijüdischer Bemerkungen in seinen Jugendbriefen erschienen. Im Grunde hat die Familie bei solchen kosmetischen Eingriffen nur einen Prozeß der Sublimierung weitergeführt, den Rathenau selbst im Laufe seines Lebens vorangetrieben hat, besonders deutlich, nachdem er ein bekannter Autor geworden war

und Briefe seiner Leser beantwortete – also halbwegs mit Blick auf die Öffentlichkeit, ja auf die Nachwelt zu schreiben begann. Er hat schon selbst begonnen, sich zu monumentalisieren.

Durch die bisherige Auswahl wurde der Erfolg der Briefe keineswegs beeinträchtigt sondern zweifellos nur gesteigert. Rathenau wirkte in ihnen nicht nur durch seine interessanten Informationen zur deutschen Politik seit 1914, sondern noch mehr durch seine würdige, emotionell wie intellektuell vorbildlich wirkende Haltung dazu, sicherlich auch durch seinen klaren, fast immer knappen Stil. Gegenüber diesem lebendigen Eindruck erschienen seine Schriften – auch diejenigen, die bei ihrem ersten Erscheinen von größtem Einfluß waren – schon in der Zeit der Weimarer Republik viel zeitgebundener.

Die neue Edition in der Rathenau-Gesamtausgabe kann für die Briefe keine Gesamtausgabe sein, selbst wenn zwei Teilbände dafür vorgesehen sind. Darüber war sich Clemens Picht, der sie bis zu seinem Tode bearbeitet hat, mit mir immer einig. Es gibt viel zu viele Kurzbriefe rein „technischer“ Natur, Bestätigungen erhaltener Post oder Verabredungen von Treffen, wobei man höchstens Rathenaus ausgeprägtes Organisationstalent bei Terminfindungen trotz Vollbeschäftigung bewundern kann. In der Ministerzeit häuft sich die sichtlich nur unterzeichnete amtliche Korrespondenz. Es wird die nicht leichte Aufgabe von Alexander Jaser, der die Briefe bis 1914 betreut, und mir sein, die angemessene, möglichst große Auswahl zu treffen. Darauf soll hier aber nicht eingegangen werden. Ich möchte nur, in vorläufiger und skizzenhafter Weise, einige Beobachtungen über die Veränderung von Rathenaus Art, Briefe zu schreiben, mitteilen, so wie sie sich im Laufe seines Lebens zeigt.

Die Familie hat alle Briefe Walthers seit seiner Kindheit an die Eltern und Geschwister pietätvoll aufgehoben, wie man jetzt am Moskauer Nachlaß sieht, aber nur zu geringem Teil publiziert. In der Studentenzeit nehmen sie an Masse und Ausführlichkeit zu. (An andere, nichtfamiliäre Adressaten sind bis 1893 fast keine Briefe erhalten.) Es handelt sich vorherrschend, vor allem in der Straßburger Zeit 1886-89, um auf-

fallend trockene, lustlos geschriebene lange Berichte über ödes, abwechslungsloses Alltagsleben, sichtlich geprägt von der elterlichen, vor allem mütterlichen Forderung nach regelmäßiger Post. Offene Postkarten werden englisch abgefaßt und dadurch auch nicht besser. In den Briefen an den jüngeren Bruder Erich erzieht Walther unentwegt an ihm herum. Man hat nicht den Eindruck, daß ihn irgendetwas an der interessanten Stadt Straßburg, ihren Menschen und ihrer landschaftlichen Umgebung fasziniert hat, und wundert sich, daß er über dreißig Jahre später, im Februar 1922 an seinen alten Freund, den Physiker Heinz Rubens schreibt, diese Straßburger Zeit sei „vielleicht unsere glücklichste“ gewesen. Viel eher spiegelt sich die sehr gedrückte Familienatmosphäre. Erst in der Münchner Zeit 1890, als er begeistert für die neue Wohnungseinrichtung der Eltern tätig wird und wort- und skizzenreich seine Pläne ausbreitet, entwickelt sich eine sympathischere Atmosphäre. Und nur die Reisebriefe sind witziger und mitteilbarer, die aus London 1886, aus Italien im März 1892 oder aus Schottland im August des gleichen Jahres, in denen man erstmals Naturschilderungen findet. Spätere Reisebriefe aus Amerika, Spanien, Ägypten und Skandinavien (1896-99) sind leider wieder erstaunlich dürftig.

Man muß also feststellen, daß sich der Briefschreiber Rathenau nur sehr allmählich ausgebildet hat. Und er ist in seiner Qualität und seinem ganzen Stil bemerkenswert abhängig vom Briefpartner. Das zeigt seine Geschäftskorrespondenz und noch schlagender sein Verkehr mit Literaten: ab 1897 mit Maximilian Harden, ab 1904 mit Frank Wedekind, dann mit Gerhart Hauptmann, mit Hugo von Hofmannsthal und manchen anderen. Nun schreibt er brillant, geistreich, selbstbewußt und weltmännisch. Er wird ja nun auch selbst Schriftsteller.

Eine weitere Veränderung zeigt sich, während er „Mechanik des Geistes“ schreibt, die er für sein Hauptwerk halten möchte, und vor allem danach, seit Ende 1913. Sein Briefstil ist nun weniger brillant, viel seltener ironisch, seelisch ruhiger, abgeklärter, er schiebt nun immer wieder feine, kurze Naturbeschreibungen ein – der häufige Aufenthalt in dem neuerworbenen Schlößchen Freienwalde wirkt da auf ihn. Er schreibt nicht mehr so viel an erstrangige Literaten, sondern an solche

zweiten und dritten Ranges, die er überlegener behandeln, mehr beraten und beeinflussen kann: Fritz von Unruh, Hermann Burte, Wilm Schwaner, Fanny Künstler.

Nach Kriegsbeginn 1914 beginnt, vorbereitet durch frühere zeitweilige Beratung der Reichsregierung, Rathenaus große politische Korrespondenz, die politisch-militärische Lagebeurteilung gegenüber führenden Politikern und Militärs, Bethmann Hollweg, Ludendorff, Seeckt und anderen. Daneben hat er aber immer das Bedürfnis, einer oder zwei bestimmten wechselnden, ihm gar nicht besonders nahestehenden Personen reinen Wein einzuschenken, sie in abgespanntem Zustand in seine seelische Not, seine tiefen Sorgen und Ängste hinsichtlich des Zeitgeschehens einzuweihen. Anfangs sind es Hermann Stehr und Hermann Burte, lange Zeit Fanny Künstler, seit Mitte 1916 Gustav Steinbömer. Aus zwei bisher nicht bekannten Briefen an Burte während und ganz am Schluß der aufreibenden Tätigkeit in der Kriegsrohstoffabteilung seien längere Passagen zitiert:

Grunewald, 24.1.15. Lieber Freund, in dieser Sonntag-Abendstunde habe ich Ihren Brief von neuem gelesen, und sein warmer Hauch berührt mich mit Wirklichkeit, da mir das meiste um mich herum nicht mehr real erscheint. Tag und Nacht trage ich die Substanzen dieses Landes zusammen, mit einer Gliederung, die wohl über 1000 Menschen umfaßt; dieses Material, vermehrt um den Bestand fremder Gebiete, soll uns rüsten und schützen. Ich glaube es gelingt. Können Sie sich vorstellen, was monatlich 8 Millionen Kilo Kupfer oder 25 Millionen Kilo Salpeter bedeuten, oder wie eine Viertelmilliarde sich in Wolle und eine Milliarde sich in Leder ausdrückt? Dies Spiel, in sechzig oder achtzig Schachfiguren aufgeteilt, erfüllt mich seit fünf Monaten Tag und Nacht; die ganze deutsche Wirtschaft ist das Brett, auf dem diese Thürme und Elephanten sich bewegen – und ich habe keinen Zusammenhang mehr mit der Welt. Ich sehe an den fernen Grenzen diesen Krieg, der mein einziger Gedanke ist, und den ich dennoch nicht verstehe; es werden Menschen heimkehren, die ich nicht mehr kenne und Gespenster derer, die ich gekannt habe, es werden neue Grenzen, neue Begriffe, neue Sorgen sein, eine Welt vernichtet,

eine neue langsam keimend, und dazwischen unser armes kurzes Leben. Für wen sollen wir denken, reden, sorgen, schaffen? Der Planet ist fremd geworden. Das wenige an Realität, was dieses Gleichniss, dies gewohnte Sinnbild hatte, ist dahin; das Bleibend-Wahre verbirgt sich in der inneren Welt, und entschließt sich nicht mehr zur Verkörperung in Bildern und Wünschen, in Neigung und Thaten.

Was aus diesem Lebensrest noch wird, ist nicht mehr interessant. Es soll jetzt Frühling werden! Was liegt mir daran? Es gab Bäume, die mir Nachts auffielen, wenn der Saft stieg, und die Knospen sich regten – ich kenne sie nicht mehr. Kann man von neuem, Wort für Wort eine Sprache lernen, die man einst besessen hat?

Ich habe Angst, Tag und Nacht. Unser Schicksal hängt jetzt an einem Faden. Wer schützt uns? Abenteurer, Narren und Pedanten. Hätte ich nicht den Glauben an dies gesunde starke Volk und an seine Unschuld, so könnte ich nicht mehr an ein gutes Ende glauben. So vergrabe ich mich hinter meinen Ballen von Briefen, Wollen und Metallen und lebe vom Schatten der That in Ohnmacht und Entfremdung.

Grunewald, 31.3.15... Fast steht die Wage. Und Frankreich verlangt Elsass; wir verlangen 30 Milliarden, Belgien und den Kongo, vielleicht Calais; England verlangt die Restituierung und einen Theil der Kolonien; Rußland verlangt Galizien und Konstantinopel; Türkei verlangt Ägypten und Suez – was bedeutet das? Krieg bis zur tiefsten Erschöpfung, wenn kein Wunder geschieht. Und diese Erschöpfung? Verarmung Europas um 150 Milliarden jährlich, Selbstvernichtung des Wirtschaftsgebäudes, der inneren und äusseren Beziehungen. Europa wird daliegen, plötzlich ganz klein geworden, von Zollgräben durchfurcht, kleinstaatlich, ängstlich spendend...

Am Vorabend des Bismarcktages schreibe ich Ihnen, und zugleich am letzten Tage meiner dienstlichen Thätigkeit.

Die Aufgabe ist, so Gott will, gelöst, und unsere Vertheidigung von der Blockade unabhängig. Aber mein Werkzeug war zu gross geworden; 200 Menschen arbeiten im Ministerium, an 1000 außerhalb an dieser Organisation, die an Umfang das preussische Handelsministerium um ein Vielfaches übertrifft. So fand ich es pflichtgemäß, die Person der Sache zu opfern und die Abteilung den verpflichteten Organen des

Ministeriums zu übergeben, zu denen ich nicht gehören kann. Mehrere Wochen habe ich an der Übergabe gearbeitet; jetzt ist sie gefahrlos, denn die Sache steht und läuft. Aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, lieber Freund, dass in meinen kleinen, des Vergleichs unwürdigen Verhältnissen ein tiefes, schmerzliches Begreifen des Grossen mich überkommt; morgen wird mein Werk mir nicht mehr gehören, was gestern noch von mir bewegt war, wird sich als Staatsgeheimnis mir verschliessen; die Menschen, die ich einen nach dem anderen eingeführt, angelehrt, geleitet habe, sind wichtige Funktionäre, die mir gelegentlich ein Wort zuflüstern werden als Zeichen der Courtoisie. Wie wundervoll verknüpft sich Handeln und Leiden!

1917 beginnen die vielen Briefe an Unbekannte, an die Leser seiner Bücher, deren Äußerungen er prompt und höflich zu beantworten sucht. Er spielt nun die Rolle des großen, freundlichen, väterlichen Belehrers. Seine Hochstimmung, ein vielgelesener Autor zu sein, überdeckt manchmal geradezu seine Depressionen über den Kriegsverlauf. Nach Kriegsende, im Jahre 1919, hat er wohl die größte Zahl an Briefen geschrieben, aber kaum an alte Freunde und Bekannte, sondern an die verschiedensten Unbekannten, die sich vertrauensvoll, hilfsbedürftig oder auch aggressiv feindselig an ihn wandten. Auch diesen letzteren hat er immer wieder ernsthaft und mit Geduld zu antworten versucht, beispielsweise dem Chemiker Heinrich Zellner, der ihn aufforderte, ein Vorbild zu geben und sich seines Besitzes zu entledigen: „Dann predigen Sie uns und wir werden Ihnen folgen!“

Die verletzende Form Ihres Schreibens hindert mich nicht, Ihnen zu antworten, schreibt ihm Rathenau am 8. Oktober 1918, und wieder am 14. Oktober: Obwohl der Ton Ihrer Antwort und die Unterlassung der üblichen Form mir die Antwort erschwert, will ich, da es Ihnen um eine Ergründung zu tun scheint, sie nicht verweigern. Schließlich am 7. Februar 1919: Sie verlangen von mir Vertrauen, Herr Dr. Zellner, und haben selbst keins. Sie verlangen von mir Auskunft in menschlichen Fragen und geben meine Briefe Dritten zu lesen. Sie schreiben verletzende Briefe, und erwarten, daß ich Ihnen von neuem zuhöre. Ich trage Ihnen nichts nach und bin nicht mißtrauisch; deshalb antworte ich

Ihnen wieder. Aber ich sage Ihnen in Offenheit: Sie sind ein leidenschaftlicher und verwirrter Mensch, und geben sich nicht die Mühe, Ihre Gedanken zuende zu denken. Am Ende seiner Ausführungen deutet er dann an, wie stark solche unerquicklichen brieflichen Bemühungen seiner ständigen Selbstüberprüfung dienen: Sie werden nun glauben, daß ich an einer ganzen Menge Dinge doch noch sehr stark hänge. Das ist mir gleichgiltig; denn Sie sind nicht zu überzeugen und Ihr Vertrauen wird nie ein Mensch finden. Ich schreibe Ihnen nicht, weil ich Ihrer Person, sondern weil ich in mir einem jeden verpflichtet bin.

Seit Anfang 1920 läßt diese intensive Korrespondenz nach, immer öfter entschuldigt er sich wegen Überlastung, seine politischen Aktivitäten setzen ein und führen zu neuem, unpersönlicherem Briefstil. Aber zwischen den zahllosen amtlichen Schreiben gibt es bis in die letzten Wochen immer wieder kurze Texte in den früheren Stilen.

Dieter Heimböckel

EINE „KULTURELLE NEUBILDUNG VON HOHER
MERKWÜRDIGKEIT“.
THOMAS MANNS AUSEINANDERSETZUNG MIT LEBEN
UND WERK WALTHER RATHENAUS

»Rathenaus Ende«, so Thomas Mann in einem Brief an Ernst Bertram von Anfang Juli 1922, »bedeutete auch für mich einen schweren Choc. Welche Finsternis in den Köpfen dieser Barbaren!« In dieser vielzitierten Aussage über die Ermordung Walther Rathenaus spiegelt sich eine Betroffenheit wider, in der allgemein der Auslöser für Thomas Manns Wandel vom Antidemokraten zum geistigen Repräsentanten der Weimarer Republik gesehen wird. Und dies wohl mit einigem Recht. Man hat sich indes davor zu hüten, seine Reaktion als Bestürzung über den Verlust einer ihm sympathischen oder gar nahestehenden Person auszulegen. Thomas Manns Verachtung galt vor allem einem Akt der Brutalität, der mit seinem Humanitätsverständnis nicht mehr in Einklang zu bringen war und der ihm endgültig und für alle Zeit prägend vor Augen geführt hatte, zu welchen Auswüchsen sich der auch einmal von ihm propagierte nationalkonservative Idealismus versteigen konnte. Um, wie etwa Oskar Loerke, nach der Todesnachricht irrend in den Straßen umherzutreiben und »Wut und Rachegier« zu verspüren, für derlei Empfindungen war Thomas Mann weder der rechte Typ, noch hatte sich zu Rathenau eine Beziehung entwickelt, die über das Maß des sachlichen Interesses an dessen Leben und Werk hinausgekommen wäre. Zumindest gibt es, von einem erhaltenen Brief Rathenaus an Thomas Mann abgesehen, keine Belege, die diesen Eindruck verweisen könnten, und ob sich beide überhaupt je einmal begegnet sind, selbst dazu liegen bis heute keine gesicherten Erkenntnisse vor.

Mit einiger Skepsis mag man daher einer noch jüngst erfolgten Einschätzung begegnen, daß Rathenau und Thomas Mann einander »nahe im Zweifel wie in Hoffnung« gestanden hätten (Märkische Oderzeitung, 20./21.6.1992). Auf der anderen Seite sollen freilich nicht die Berührungspunkte ignoriert werden, die sich ungeachtet aller biographischen Unterschiede bei einem Vergleich der Lebenslinien Thomas

THOMAS MANNS AUSEINANDERSETZUNG MIT LEBEN
UND WERK WALTHER RATHENAU

Manns und Walther Rathenaus nur unschwer zu erkennen geben: beide großbürgerlicher Herkunft, beide lange Zeit tendenziell bis unverhohlen antisemitisch bei gleichzeitiger Neigung zum blonden Typus germanischer Provenienz – Rathenaus offen ausgesprochener innerjüdischer Selbsthaß in „Höre, Israel!“ stand Thomas Manns Mitarbeiterschaft an der judenfeindlich ausgerichteten Zeitschrift „Das Zwanzigste Jahrhundert“ zur Seite – beide wandelten sich innerhalb kurzer Zeit von überzeugten Monarchisten zu Repräsentanten der neu entstandenen Republik, und daß Robert Musil bei der Konzeption des Großschriftstellers in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ an Rathenau und Thomas Mann dachte, drückt dem innerliterarischen Ressentiment das Gepräge einer auch Musil vernehmbaren Wesensverwandtschaft auf.

Diese wesensverwandten Züge aufzuzeigen macht insofern Sinn, als sich von hier aus der Zugang zu manchen Parallelen in ihrem Denken eröffnet. Sie sind aber, was die gegenseitige Wertschätzung anbelangt, ohne Aussagekraft, denn zumindest Rathenau schätzte den Verfasser der „Buddenbrooks“ nicht sonderlich. »Den Tod in Venedig«, heißt es beispielsweise in einem Brief an Gustav Steinbömer von Silvester 1917, »habe ich gelesen. [...] Es scheint auch mir stärker als die übrigen [Bücher], die ich von Th. M. kenne; aber ganz befriedigt bin ich nicht.« Schon daß Rathenau sich erst fünf Jahre nach ihrer Veröffentlichung mit dem Inhalt der Novelle beschäftigte, zeugt nicht für ein ausgeprägtes Interesse an den Schriften Thomas Manns, und daran hätte sich auch wohl nichts geändert, wäre nicht 1918 ein Buch erschienen, das ihn ganz unmittelbar anging und über dessen Ausführungen er sich in Teilen zutiefst entrüstet zeigte. »Gestriger Eilbrief von Fischer lautete beruhigend. Rathenau soll sich über den „Civilisationsliteraten“ sehr empört gezeigt haben«, notierte Thomas Mann am 9.10.1918 über jenes Kapitel der „Betrachtungen eines Unpolitischen“ in sein Tagebuch, in dem er zu einem vehementen Schlag gegen den Bruder Heinrich und dessen demokratische und frankophile Grundhaltung ausholte.

Die Geschichte dieses berühmten und hinlänglich gewürdigten Bruderszwists im einzelnen darzustellen, ist hier nicht der Ort; eine andere Frage ist indes, warum Rathenau derart empfindlich auf das Kapitel

„Der Zivilisationsliterat“ reagierte. Gewiß mochten ihn die polemischen und zuweilen rücksichtslosen Attacken gegen Heinrich Mann fremdartig berührt haben; aber hätte nicht gerade Rathenau, der sich das seelenlose Frankreich in den Händen Deutschlands aufgehoben wünschte, Thomas Manns Frankophobie ebenso befürworten müssen wie seinen das ganze Buch durchziehenden Gegensatz zwischen westlicher Zivilisation und deutscher Kultur? Es war wohl weniger der Gegensatz an und für sich, der Rathenaus Widerspruch hervorrief, als vielmehr die von Thomas Mann getroffene Ausdifferenzierung dessen, was er unter deutscher Kultur verstand bzw. was er unter keinen Umständen mit ihr in Zusammenhang gebracht sehen wollte: »Es handelt sich um die Politisierung, Literarisierung, Intellektualisierung, Radikalisierung Deutschlands, es gilt seine >Vermenschlichung< im lateinisch-politischen Sinne und seine Enthumanisierung im deutschen ... es gilt, um das Lieblingswort, den Kriegs- und Jubelruf des Zivilisationsliteraten zu brauchen, die *Demokratisierung* Deutschlands, oder, um alles zusammenzufassen und auf den Generalnenner zu bringen: es gilt seine Entdeutschung ... Und an all diesem Unfug soll ich teilhaben?« Was Thomas Mann zum Teil als Unfug bezeichnete, die Intellektualisierung und Radikalisierung Deutschlands, darin hätte er keinen größeren Fürsprecher als Rathenau gefunden, in der Politisierung aber eine Form der Entdeutschung zu sehen, das mußte den um eine zunehmende Demokratisierung der Gesellschaft bemühten Patrioten ganz persönlich berühren, ja mit seiner Hauptthese, daß »Geist [...] nicht Politik« und Politik nicht deutsch sei, schloß Thomas Mann per definitionem aus, wofür Rathenau mit seiner Person einstand.

Die Trennung von Politik und Deutschtum, der Thomas Mann so nachdrücklich das Wort redete, beruhte im wesentlichen auf einem Bürgerbegriff, den er strikt von dem des Bourgeois abzugrenzen suchte, von dem »harte[n] Bürger«, wie er sich in der westlich-demokratischen Zivilisation zum »großen Amusischen, Engherzigen und auf Nützlichkeit Bedachten« ausgeprägt habe. »[W]as das Wort >bourgeois< betrifft, so ist es freilich durch das kapitalistische Zeitalter internationalisiert worden, aber es mit >Bürger< zu übersetzen, ist ein Literatenunfug. Die deutsche Romantik sprach vom >Philister<; aber Bürger und Philister: das ist nicht nur ein Unterschied, es ist ein Gegensatz.

Denn der Philister ist der wesentlich unromantische Mensch; zur deutschen Bürgerlichkeit aber gehört unverbrüchlich ein romantisches Element: der Bürger ist romantischer Individualist, denn er ist das geistige Produkt einer überpolitischen oder doch vopolitischen Epoche«. Thomas Manns emphatischem Eintreten für diese romantische Form der Bürgerlichkeit liegt die Annahme zugrunde, daß sie einen besonderen Typus des bürgerlichen Künstlers hervorgebracht habe, in dem sich »Artistik und Bürgerlichkeit« zu einer eigentümlichen Mischung verbunden hätten und dem er sich, an das Erbe des bürgerlichen Zeitalters anknüpfend, selbst zugehörig fühlte. Um die Wiederherstellung dieses Bürgerbegriffs war es ihm daher zu tun, eines strenggenommen kulturellen Wertbegriffs, in dem er das Deutsche schlechthin verkörpert sah: denn »wenn >der Geist< überhaupt bürgerlicher Herkunft ist, so ist der *deutsche* Geist bürgerlich auf eine besondere Weise, die deutsche *Bildung* ist bürgerlich, die deutsche Bürgerlichkeit *human*, – woraus folgt, daß sie nicht, wie die westliche, *politisch* ist, es wenigstens bis gestern nicht war und es nur auf dem Weg ihrer Enthumanisierung *wird*«.

Thomas Manns Argumentation entstammte, wie er selbst in seinem Vorwort zu den „Betrachtungen“ zugab, »einem gefährdeten und in Frage gestellten Künstlertum, einem krisenhaft verstörten Zustande dieses Künstlertums«, das sich mit aller Macht vor der politischen und sozialen Vereinnahmung der Kunst schützen wollte. Es galt ihm, einer durch seinen Bruder repräsentierten Tendenz entgegenzuwirken, die zum politischen und demokratischen Engagement des Künstlers aufrief und seiner Ansicht nach den Autonomieanspruch der Kunst unterminierte und aushöhlte. In dieser Hinsicht vermochte auch Rathenau ihm jeder Zeit zu folgen. Denn daß Kunst als »zweckfreie Menschheitssache« nicht politischen Erwägungen folgen dürfe, stand für ihn außerhalb jeglicher Diskussion. Anders verhielt es sich dagegen mit Thomas Manns Versuch, von der Autonomie des Künstlers gewissermaßen auf die Autonomie des Bürgers in politischer Hinsicht zu schließen; denn hiermit legitimierte er den Obrigkeitsstaat wilhelminischer Prägung und schloß gleichsam die bürgerliche Teilhabe an der Macht aus. »Ich bekenne mich tief überzeugt, daß das deutsche Volk die politische Demokratie niemals wird lieben können, aus dem einfachen Grunde, weil es die Politik selbst nicht lieben kann, und daß der

vielverschriene >Obrigkeitsstaat< die dem deutschen Volke angemessene, zukömmliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform ist und bleibt.«

Freilich ging des Antidemokraten obrigkeitsstaatliche Sehnsucht nicht so weit, daß er den »tatsächlichen, unbeeinflußbaren und unaufhaltsamen« Gang der sich anbahnenden gesellschaftlichen Demokratisierung aus den Augen verloren hätte. Diese sei »festzustellen und mit jener Achtung, die man dem Verhängnis schuldet, anzuerkennen.« Das klingt verbittert, es spricht aber für seinen Realitätssinn, daß er die öffentliche Verfassungsdiskussion zur Kenntnis nahm, die zu Beginn des Jahres 1917 durch Bethmann Hollwegs Ankündigung der innenpolitischen Neuorientierung ausgelöst wurde, als er selbst noch mit dem Kapitel „Politik“ beschäftigt war, aus dem jenes oben zitierte Eingeständnis stammt. Der Anfang seiner Schreibearbeit fiel mit der Veröffentlichung von Rathenaus „Von kommenden Dingen“ zusammen, die ja selbst in die Diskussion mit einbezogen wurden, und das allgemeine Interesse an diesem Buch mochte ein übriges getan haben, um auch Thomas Manns Aufmerksamkeit auf den Inhalt der Schrift zu lenken. Sie gehörte, nach seinen aus dieser Zeit stammenden Notizen zu urteilen, zu den wesentlichen Arbeitsgrundlagen der „Betrachtungen eines Unpolitischen“:

Revolutionäre Stimmung der Geistigen 1917: Was ist Rathenaus Volksstaat anderes, als der Rousseau'sche Gesamtwille der im Staate vertretenen Gemeinschaft, welcher das eigentlich Staatsbildende sei? Wer könnte heute (ich schreibe im April 1917) die revolutionäre Stimmung der deutschen Geistigkeit verkennen? Der Volksstaat, für den Jung und Alt sich ereifert – und mit unleugbarem zeitlichen Recht sich ereifert –, was ist er denn, als der Rousseau'sche Gesamtwille der im Staate vertretenen Gemeinschaft, welcher das eigentlich Staatsbildende sei! Diese Übereinstimmung zwischen Thomas Manns Aufzeichnung in seinem Notizbuch (linke Spalte) und der Formulierung in den „Betrachtungen“ ist ein Beleg für die von Hermann Kurzke vermutete »„Volksstaat“- oder „Rathenau-Quelle“«, oder, um es zunächst vorsichtiger auszudrücken: sie ist zumindest ein Indiz dafür, daß er sich mit Rathenaus „Von kommenden Dingen“ beschäftigt hatte. Warum diese Vorsicht? Zu der charakteristischen Arbeitsweise der „Betrach-

THOMAS MANNS AUSEINANDERSETZUNG MIT LEBEN
UND WERK WALTHER RATHENAU

tungen“ gehört, daß sie sich wesentlich aus Fremdpassagen zusammensetzen – nach Schätzungen beträgt ihr Anteil neun Zehntel des Buches –, deren Herkunft mal ausdrücklich benannt, mal mit vagen Hinweisen angedeutet oder völlig verschwiegen wird. Eine Scheu vor Plagiaten kannte Thomas Mann nicht. Nun handelt es sich bei der oben zitierten Stelle nicht um eine Quelle im eigentlichen Sinne, sondern um die Interpretation eines Begriffs, der sich nach dem Notizbuch eindeutig auf Rathenau bezieht, der aber vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Diskussion in den „Betrachtungen“ zu Recht nicht einer konkreten Person in den Mund gelegt wurde. Denn nicht nur für Rathenau, sondern auch für Friedrich Naumann, Max Weber oder Hugo Preuß gehörte in dieser Zeit das Eintreten für den Volksstaat zu einem wesentlichen Merkmal ihres politischen und publizistischen Engagements. Der auf den ersten Blick berechnete Einwand, man müsse, um mit Goethe zu sprechen, akzeptieren, was man schwarz auf weiß vor sich liegen habe, wird in diesem Fall relativiert durch ein den Volksstaat betreffendes Zitat, das nicht auf Rathenau zurückgeht: »Der Krieg«, so lautet die Anmerkung, die Thomas Mann der ernsten und biederen Stimme eines nicht ausgewiesenen »nationaldemokratischen Mannes« abgelauscht haben möchte, »hat das deutsche Volk als ein Staatsvolk erwiesen. Die logische Folge davon ist die Forderung des dem sittlichen, politischen Hochstande, der Staatsbürgertugend eines solchen Volkes gerecht werdenden *Volksstaates*.« Leider konnte die Herkunft dieses Zitates nicht ermittelt werden, in jedem Fall aber stammt es nicht aus der Feder Rathenaus, so daß die Rückführung der Volksstaat-Quelle allein auf seine Person nicht gerechtfertigt ist.

Bei näherer Betrachtung scheint die »ernste und biedere Stimme des nationaldemokratischen Mannes« ohnehin nicht so recht zu einer Persönlichkeit zu passen, die Thomas Mann angesichts ihrer vielfältigen und unterschiedlichen Betätigungen späterhin als »kulturelle Neubildung von hoher Merkwürdigkeit« charakterisieren sollte. Und damit hatte er gleichsam die mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Rathenau gemünzte Bemerkung der „Betrachtungen“ variiert, nach welcher »auch heute in ein und derselben geistigen Person ebensoviel Neigung vorhanden sein« könne, dem »Fortschritt tatweise Vorschub zu leisten, wie ihn meinungsweise zu bekämpfen«. Nichtsdestoweniger, und eine

andere Schlußfolgerung läßt die Eintragung in sein Notizbuch nicht zu, dürften für Thomas Mann Rathenaus Überlegungen zur Politik im allgemeinen und zum Volksstaat im besonderen eine wichtige Quelle der Auseinandersetzung gebildet haben, wobei mit dem Wort Auseinandersetzung schon angedeutet ist, daß er nicht etwa wie bei Nietzsche, Schopenhauer oder Lagarde verfuhr und Rathenau in den Stand des Eidshelfers versetzte, auf den er sich berief, wann immer es seiner Argumentation nützlich erschien. Denn so viel sei vorweggenommen: Thomas Manns Volksstaat hatte mit dem Rathenau nur in mancher Beziehung etwas gemein.

Die zum Teil bestehenden Diskrepanzen rührten im wesentlichen aus Thomas Manns Staatsverständnis her, das, wie prinzipiell alle Erwägungen seines theoretischen Werkes, auf kulturpolitischen Implikationen beruhte und das in einem radikalen Gegensatz zu der von Rathenau in „Von kommenden Dingen“ propagierten Bedeutung des Staates stand: »Politik ist Teilnahme am Staat, Eifer und Leidenschaft für den Staat, – und meinesgleichen ist nichts weniger als hegelisch gesinnt, ich finde nicht, daß der Staat „wie ein Irdisch-Göttliches zu verehren“ sei, ich sehe in ihm keinen „Selbstzweck“ [...]; ich meine nicht nur nicht, daß die Bestimmung des Menschen im Staatlich-Gesellschaftlichen aufgehe, sondern ich finde diese Meinung sogar abstoßend inhuman; ich meine, daß wichtigste Teile des Menschengesistes: Religion, Philosophie, Kunst, Dichtung, Wissenschaft neben, über, außer dem Staate und oft genug gegen ihn existieren«. In diesen Sätzen stecken gewissermaßen Kern und Programm des ganzen Buches. Sie stehen für den Anspruch auf Autonomie von Kunst und Kultur und erklären sie zum staats- und politikfreien Raum, aus dem sich ganz zwangsläufig die Absage an das politische Engagement der Kunst- und Kulturtätigen ergibt. Eine Auffassung wie die Rathenaus, daß der Staat »das zweite, erweiterte und irdisch unsterbliche Ich des Menschen« sein sollte, mußte Thomas Mann geradezu als ein ihm feindliches Prinzip begreifen, weil es seine Sphäre des Künstlerisch-Individualen und damit seine Existenz als ganzes zu gefährden drohte. Während daher Rathenau das »Werden des Volksstaates« an ein »übermächtiges Erstarken des Staates gegenüber dem Individualwillen« knüpfte, wandte sich Thomas Mann entschieden gegen »die Stimmen jener Exzedenten der

Staatsfrömmigkeit [...], welche kategorisch dafür halten, daß das Menschliche dazu da sei, >organisiert<, *restlos* organisiert und sozialisiert zu werden und im Staatlich-Gesellschaftlichen unbedingt« aufzugehen. Sollte »>Organisation<, dieser andere politische Ruf von heute, Knechtung des Individuums durch den Staat, Staatsabsolutismus« bedeuten, »und sei es auch der Absolutismus des Volksstaates, ja sei es gerade dieser, – dann nieder auch mit ihm!« Unmißverständlicher hätte sich Thomas Mann nicht gegen Rathenaus Staatsauffassung aussprechen können, und daß seine Worte durchaus auf ihn gemünzt waren, wird man allein schon seinem Rekurs auf den Begriff »Organisation«, die von Rathenau sowohl in wirtschaftlicher als auch in politischer Hinsicht bevorzugt gebrauchte Vokabel, entnehmen können.

Wenn aber Thomas Mann dennoch zu erkennen gab, daß der Begriff Volksstaat »weit entfernt ist, mir widrig ins Ohr zu lauten«, was bedeutete er dann für ihn? »Der Volksstaat«, heißt es an einer Stelle, »ist nichts zu Gewährendes; er ist da, wenn das staatlich denkende und empfindende Volk da ist.« Meinte Rathenaus Ausspruch, daß wenn »das Gewissen des deutschen Volkes es wollte, so würde ohne Änderung einer Zeile des geschriebenen Rechts – einschließlich des preußischen Wahlrechts – jeder Wunsch des werdenden Volksstaates erfüllt«, im Grunde nicht etwas Ähnliches? Soviel ist sicher: Rathenau und Thomas Mann verknüpften mit dem Begriff nicht etwa eine neu zu konstituierende Staatsform; beide bauten auf den Erhalt der Monarchie, nur daß Thomas Mann noch entschieden dem obrigkeitsstaatlichen System verhaftet blieb und sich eine von »Geldinteressen« losgelöste monarchische Staatsregierung wünschte, während Rathenau für die Abschaffung des Kastenstaates plädierte, um so die politische Teilnahme und Auslese auf einer breiteren Basis gewährleistet zu sehen. Dabei gilt es jedoch immer wieder im Blick zu behalten, daß Demokratisierung, so wie Rathenau sie verstand, keinesfalls auf »die Herrschaft der Massen«, sondern auf »die Führung der Geeigneten« abzielte: »Daß der Volksstaat nicht mit Volksregierung, nicht einmal mit dem sehr theoretischen Begriff der Volkssouveränität gleichbedeutend ist, sollte in unsrer Zeit, die mit Organisationen im großen wie im kleinsten vertraut ist, nicht ausgesprochen werden müssen. [...] Daß nicht der mechanische Wahlakt ausschließlich oder zum wesentlichen

die Form der Aussonderung darstellen soll, mag erwähnt werden.« Mit diesem Aspekt des Volksstaates, der zwar keine bestimmte Staatsform präjudizierte, der sich aber ebensowenig für die Demokratie nach westlichem Vorbild ereiferte, konnte sich Thomas Mann bei allen Vorbehalten gegen den von Rathenau verkündeten Absolutheitsanspruch des Staates durchaus anfreunden, weil er ihm die Gelegenheit gab, ihn gleichsam als antirepublikanische Formel gegen »die Demokratie des rhetorischen Bourgeois« ins Feld zu führen bzw. »bei dem Worte >Volksstaat< sympathisch« aufzuhorchen, wenn »beim Schrei nach Demokratie sich der Instinkt empört.« Sympathien für den Volksstaat hegte er jedoch nur insoweit, als ihm »eine volkstümlichere Gestaltung unserer öffentlichen Einrichtungen, ein Inniger-, Echter- und Vertraulicherwerden des Verhältnisses zwischen Nation und Staat« wünschenswert erschien; das literatenhafte »Mitgerede von Jedermann über Jegliches« aber wollte er ebenso ins Reich der Absurditäten verbannt sehen wie die Aussicht auf eine Herrschaft des Volkes, dem er trotz seines an Lagarde ausgerichteten und im Gegensatz zu dem der Masse verwendeten mythischen Volksbegriffs – »Volk ist wahrhaftig ein heiliger Laut« – hinsichtlich der politischen Meinungs- und Willensbildung kein Zutrauen entgegenbrachte: »Mein Gott, das Volk! Hat es denn Ehre, Stolz – von Verstand nicht zu reden? Das Volk ist es, das auf den Plätzen singt und schreit, wenn es Krieg gibt, aber zu murren, zu greinen beginnt und den Krieg für Schwindel erklärt, wenn er lange dauert und Entbehrung auferlegt. Womöglich macht es dann Revolution; aber nicht aus sich; denn zu Revolutionen gehört Geist, und das Volk ist absolut geistlos. Es hat nichts als die Gewalt, verbunden mit Unwissenheit, Dummheit und Unrechlichkeit.«

Was blieb also von dem Begriff Volksstaat übrig, über dessen Komponenten Thomas Mann kaum etwas Positives zu sagen wußte? So nebulös er sich schon in Rathenaus „Von kommenden Dingen“ erwies, unter seiner Feder verlor er gänzlich an Kontur und degenerierte gleichsam zu einer schlagwortartigen Hülse, mit der er im Grunde nichts anderes als antidemokratische Polemik betrieb. Die Problematik, die dem Begriff aufgrund seiner mangelnden Bestimmtheit ohnehin zugrunde lag, wird vollends evident in einem Falle wie dem Thomas Manns, der in seiner konservativen und zum Teil reaktionären

THOMAS MANNS AUSEINANDERSETZUNG MIT LEBEN
UND WERK WALTHER RATHENAU

Haltung sich durchaus ein als Volksstaat bezeichnetes System vorstellen konnte, über dessen unheilvolle Auswirkungen er sich zu jener Zeit freilich noch kein Bild zu machen vermochte: »Wollte man [...] den Marschall Hindenburg zum Reichskanzler machen, so möge niemand erwarten, daß ich aus Devotion vor dem >Geiste< mich solchem Säbelregiment widersetzen werde. Im Gegenteil: nur unter einem Führer, der Züge des Großen Mannes von deutschem Schlage trägt, wird der >Volksstaat< einen erträglichen Anblick bieten und etwas anderes sein, als die Humbug-Demokratie, die wir nicht >meinen<.« Als er 1925 aus Anlaß der anstehenden Wahlen zur Reichspräsidentschaft in einem öffentlichen Aufruf davor warnte, mit Hindenburg einen »Recken der Vorzeit« zum Oberhaupt zu wählen, hatte er nicht zuletzt infolge der Ermordung Rathenaus seine Abkehr vom Antidemokratismus der „Betrachtungen“ längst vollzogen.

Bis zu seiner Konversion zum geistigen Repräsentanten der Weimarer Republik hatte Thomas Mann jedoch noch manche Unbilden hinzunehmen, unter denen die Niederlage des 1. Weltkriegs und die Abdankung des Monarchen ihn nicht weniger hart trafen als Rathenau. Kaum vermochte er leichten Herzens mit anzusehen, wie sich 1919 allmählich jene Staatsform zu formieren begann, über die er in den „Betrachtungen“ seine ganze Verachtung ausgoß. Wenn er dennoch in jenen Tagen für den neuen Staat das Wort ergriff, so glaubte er nicht im Widerspruch zu den „Betrachtungen“ zu handeln, sondern gerade auf das Verbindende aufmerksam machen zu können, indem er den Begriff des Volksstaates mit in die neue Zeit rettete: »Der soziale Volksstaat, wie er sich jetzt bei uns befestigen will, lag durchaus auf dem Wege deutscher Entwicklung. Gewiß ist mir aber auch, daß gerade in Deutschland der soziale oder sozialistische Staat ohne einen Einschlag bürgerlichen Geistes nicht lebens- und leistungsfähig sein würde. Denn dieser Geist, der mit imperialistischem Bourgeoisium gar nichts zu tun hat, ist einfach der Geist deutscher Gesittung. Die reine Arbeiter-Republik, die Diktatur des Proletariats, das wäre die Barbarei.« Vergeblich wird man auch hier danach fragen, was denn nun eigentlich der Volksstaat genau sei. Als Gegenbegriff zum westlichen Demokratismus und nunmehr auch zur Diktatur des Proletariats erfüllte er nach wie vor seine Funktion; als Brückenschlag zwischen Sozialismus und Bürger-

tum verlief er allerdings ins Uferlose und öffnete, wie er bald erfahren sollte, den Spekulationen Tür und Tor, als in der Öffentlichkeit nämlich das Gerücht über seinen Anschluß an die USPD kursierte, und er sich zu einem Dementi aufgefordert sah.

Für Thomas Mann galt es also mehr denn je einen Orientierungspunkt zu finden in einer Zeit, in der er, wie es sein Biograph Peter de Mendelssohn formuliert, seinen »Standort von Woche zu Woche, ja von einem Tag zum nächsten neu« bestimmen mußte. Was lag da näher, als daß er verstärkt einem Manne das Gehör schenkte, der ebensowenig wie er selbst von den Zeitgeschehnissen angetan war und der in seinen zahlreichen – teils zukunftsbildenden, teils zeitkritischen – Schriften aus seinem Unwillen über den Gang der neuen Entwicklung keinen Hehl machte. Thomas Manns Tagebücher der Jahre 1918 bis 1920 enthalten diverse Äußerungen über Rathenau und dokumentieren beinahe exakt dessen reges, ja geradezu hektisch anmutendes publizistisches Engagement, das auf Zeitgenossen den Eindruck erweckte, als hätte er ein Periodikum im S. Fischer Verlag unterhalten. Für ihn aber gehörten Rathenaus Schriften gleichsam zum täglichen Verzehr: »Ich fuhr nach der Arbeit zum Aumeister«, heißt es unter dem 24.9.1920, »wo ich Suppe aß und Zeitung u. eine neue Broschüre von Rathenau las.« Neben dieser mehr beiläufigen Bemerkung geben die meisten Tagebucheinträge Thomas Manns nicht nur Auskunft über seine Einschätzungen zu den Schriften, sie legen auch Zeugnis ab von seinem Suchen und Schwanken, ja von seiner Irritiertheit, der er sich mitunter nicht anders als mit selbstschützender Kritik erwehren konnte: »Durchblättere noch eine Schrift Rathenau's. Deprimierend in jeder Hinsicht. Muß ich mir alles als bittere Wahrheit gesagt sein lassen? Auf den Grund geht es kaum. Und die Mischung von Wirtschaft und Religiosität kann ich auch nicht lieben.« Seine Erbitterung und Abwehrhaltung wird verständlich, wenn man nur an die in „Nach der Flut“ (1919) geäußerte Kritik an der deutschen Überheblichkeit und Selbstgefälligkeit denkt, die Thomas Mann ganz eindeutig als Angriff auf seine Person verstehen mußte: »Nur wir hatten Kultur. Welche Kultur? Die Kultur jener alten Bürger- und Patrizierwelt, deren Nachkommen man sich wähnte, weil man sie zu verstehen begann, Kultur, die seit hundert Jahren beendet ist und keine Fortsetzung gefunden hat. Nur wir waren

Helden, alle übrigen waren Händler, Krämer, Neidlinge. Nur wir, die politisch rückständigsten von allen, hatten eine Freiheit, eine deutsche Freiheit, die im gewollten Feudalismus und Militarismus bestand. Wir waren berufen, die Welt zu beherrschen, um ihr den Segen dieser deutschen Freiheit mitzuteilen, an dem sie genesen sollte.« Natürlich waren dies Worte der Kritik, die ebensogut auch Rathenau angingen, wenn man seine früheren Schriften zum Maßstab nimmt, und auf ähnliche Widersprüche und Inkongruenzen wird man in allen seinen Nachkriegsäußerungen treffen. Sie zeugen aber davon, daß Rathenau – ohne an dieser Stelle das Wort vom „Wendehals“ beschweren zu wollen – sich schneller auf die veränderte Situation einzustellen vermochte als Thomas Mann, der nach wie vor in dem Ideenkonglomerat der „Betrachtungen“ verfangen war und wohl auch deshalb bei einem Autor wie Hermann Graf Keyserling Zuspruch suchte, der ganz in seinem Sinne »Deutschlands wahre politische Mission« aus dem »wesentlich unpolitischen Volkscharakter« herleiten wollte. Vor diesem Hintergrund wird nachvollziehbar, warum Thomas Mann nach der Beschäftigung mit Keyserling Rathenaus Schriften in »ein recht unsympathisches Licht« versetzt sah.

Allerdings wäre es verfehlt, von diesen Äußerungen auf Thomas Manns generelle Ablehnung der Nachkriegspublikationen Rathenaus zu schließen. Insgesamt überwog die Zustimmung, wenn auch immer wieder ein Rest Mißtrauen und Unbehagen mitklang, wie etwa anläßlich der Veröffentlichung des Sammelbandes „Was wird werden“ (1920), der zwar »viel Wahres« enthalten habe, durch dessen »süffisante Prophetie« er sich aber »unsympathisch berührt« fühlte. Ähnlich erging es ihm zunächst bei der Lektüre von Rathenaus „Die neue Gesellschaft“ (1919): »Klug und gut, und doch fehlt mir das letzte Vertrauen.« Am nächsten Tag hieß es jedoch dann relativierend: »Las Rathenau's Schrift zu Ende. Sympathisch.« Es macht wenig Sinn, diese knappen Formulierungen den Ausführungen Rathenaus gegenüberzustellen, um im einzelnen zu ermitteln, worauf sie sich nun tatsächlich bezogen haben mochten. In ihrer rein mengenmäßigen Erscheinung sind sie jedoch der sprechende Ausdruck des Interesses, das Thomas Mann in dieser Zeit für Rathenau bezeugte, und man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß der sicherlich in vielerlei Hin-

sicht demokratischer Denkende zur Meinungsänderung des „Unpolitischen“ beigetragen haben wird. Als Thomas Mann 1923 zum Andenken des »hochgesitteten und hochbemühten Mannes, der ein Opfer der wüsten anarchisch-ratlosen Zeiten wurde«, Partei für die noch junge Republik ergriff, hatte er nach zähem Ringen eine deutliche Abkehr von den „Betrachtungen“ und seinen antidemokratischen Auffassungen vollzogen. Es war dies ein Wandlungsprozeß, der bei Rathenau zweifellos schneller, aber nicht mit geringerem Aufwand und schmerzfreier vonstatten ging. Vermutlich sprach Thomas Mann daher auch von sich selbst, als er nach der Beschäftigung mit Rathenau „Kritik der dreifachen Revolution“ und der Selbstverteidigungsschrift „Apologie“ (1919) in sein Tagebuch schrieb: »Auch ein sonderbarer Heiliger, halb echt, halb falsch, halb rein, halb trüb, aber er plagt sich redlich – und um wen stünde es besser?«

Geringfügig verändertes Kapitel aus: Heimböckel, Dieter: Walther Rathenau und die Literatur seiner Zeit. Studien zu Werk und Wirkung, Würzburg 1996 (= Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften, Bd. 214), S. 321-332.

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Königshausen & Neumann, Würzburg.

Martin Sabrow

DIE TESSIER-LEGENDE. ZUM 75. TODESTAG WALTHER RATHENAU

Der 24. Juni 1997 ist ein Tag besonderer Erinnerung in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts: An diesem Tag genau vor 75 Jahren starb Reichsaußenminister Walther Rathenau unter den Kugeln dreier Attentäter einer gegenrevolutionären Geheimorganisation, und sein Tod erregte die deutsche Öffentlichkeit in einem in Deutschland bis dahin nicht gekannten Ausmaß. Die Ermittlungstätigkeit der Berliner Kriminalpolizei, die Verfolgung der Attentäter quer durch Deutschland, der Mordprozeß vor dem Leipziger Staatsgerichtshof wurden zu spektakulären Presseereignissen, an denen die ganze Nation teilnahm. In der Zeit der Weimarer Republik erfreuten sich selbst die Jahrestage der Ermordung Rathenaus einer publizistischen Aufmerksamkeit, die sich aus der außergewöhnlichen Lebensgeschichte des jüdischen Industriellen, Politikers und *homme de lettres* ebenso wie aus den mysteriösen und nie recht aufgeklärten Hintergründen des Mordkomplotts speisten. Ein Name besonders blieb der Öffentlichkeit eingeprägt, und er gehörte dem Chauffeur des Wagens, aus dem heraus an diesem 24. Juni 1922 die tödlichen Schüsse in der Berliner Koenigsallee abgegeben worden waren: Ernst-Werner Techow.

Ein Dreivierteljahrhundert zuvor hatte bereits ein anderer Träger dieses Namens öffentlich von sich reden gemacht: Gustav Techow, Großvater des Rathenau-Attentäters und Offizier des preußischen Königs, der, ein zweiter Lafayette, am 11. Juni 1848 das ihm zur Bewachung anvertraute Zeughaus in Berlin den Revolutionären zur Plünderung freigegeben hatte, die im März des Jahres den preußischen König in die Knie gezwungen hatten. Doch nach der Niederschlagung der deutschen Revolution war der Volksheld Gustav Techow ein heimatvertriebener Flüchtling geworden, der aus dem australischen Exil bis an das Ende seiner Tage und zuletzt noch nach der deutschen Reichseinigung 1871 vergeblich auf das Recht zur Heimkehr gehofft hatte. Sein Sohn hingegen vergalt, wo sein Vater gefehlt hatte, und diente dem Staat bis zu seinem Tod als ein liberal denkender und zugleich streng pflichtbewußter Magistratsbeamter in Berlin. Dessen Söhne wiederum, schlos-

sen sich – ähnlich anderen Nachfahren von ‚Achtundvierzigern‘, noch als Gymnasiasten nach dem verlorenen Krieg 1918 völkischen und gegenrevolutionären Vereinigungen an, deren Ziel die buchstäbliche Vernichtung all der Ideale war, für die ihre Väter und Großväter ein Menschenalter zuvor gelebt und gelitten hatten.

Im Leipziger Rathenaumord-Prozeß wurde Ernst-Werner Techow nachgewiesen, als Mitglied der paramilitärischen Geheimorganisation ‚Consul‘ – ‚Consul‘ stand für den Chef und Freikorpsführer Hermann Ehrhardt – die eigentlichen Organisatoren des Anschlags, Kern und Fischer, bei der Vorbereitung des Verbrechens entscheidend unterstützt zu haben. Techow hatte die Verbindung zu Berliner Gesinnungsgenossen hergestellt und auch seinen jüngeren Bruder Hans-Gerd in den Täterkreis gelotst; er hatte als Ortskundiger Kern und Fischer bei der Auswahl einer für den Überfall geeigneten Stelle auf der Route des Ministers von seinem Haus im Grunewald zum Auswärtigen Amt in Berlin-Mitte beraten; und er war für die Beschaffung und Wartung des zur Tat benutzten Mercedes-Kraftwagens zuständig gewesen. Am Vormittag des Mordtages hatte er das Auto in eine Nebenstraße nahe der Villa Rathenaus gelenkt und dort zusammen mit den schußbereit im Fond sitzenden Kern und Fischer gewartet, bis der Minister seine Wohnung verließ und in den Wagen kletterte, der ihn in das Auswärtige Amt bringen sollte. Techow verfolgte das Ministerauto bis zu einer S-Kurve der Koenigsallee kurz vor Halensee, setzte dann zum Überholen an und bremste ab, als er gleichauf mit dem Wagen Rathenaus lag, damit seine Komplizen Gelegenheit hatten, den ungeschützt im offenen Fond sitzenden Minister zu erschießen und sein Auto durch eine Handgranate in Brand zu setzen.

Auf Techow konzentrierte sich auch die Aufmerksamkeit während des Leipziger Prozesses vor dem Staatsgerichtshof, da dessen Mittäter Kern und Fischer auf der Flucht vor der Polizei in der thüringischen Burg Saaleck umgekommen waren. Die Öffentlichkeit lernte den 21jährigen Rathenaumörder als einen durch Krieg und Nachkrieg aus der Bahn geworfenen Maschinenbaustudenten von guten Umgangsformen kennen, in dem sich betontes ‚Deutschtum‘ und wilde Republikfeindschaft mit militärischem Kadavergehorsam zu einer nützlichen Mischung in der Hand entschlossener Führer vereinigt hatten. Techow sei „ein schicker Bengel, der macht und nicht fragt“, hatte ihn Kern

seinen Mitverschworenen bei der Vorbereitung des Rathenau-Attentats vorgestellt¹. Wider Erwarten entging der ‚schicke Bengel‘ seiner Verurteilung zum Tode wegen Mittäterschaft, nachdem er am letzten Prozeßtag im Gerichtssaal zusammengebrochen und unter Tränen bekannt hatte, von Kern unter massiven Drohungen zum Mitmachen gezwungen worden zu sein. Vielleicht auch hatte ein Brief den endgültigen Ausschlag gegeben, den Mathilde Rathenau, die Mutter des Ermordeten, an Gertrud Techow, die Mutter des Mörders, gerichtet hatte und in dem es hieß: *„In namenlosem Schmerz reiche ich Ihnen, Sie ärmste aller Frauen, die Hand. Sagen Sie Ihrem Sohn, daß ich im Namen und im Geiste des Ermordeten ihm verzeihe, wie Gott ihm verzeihen möge, wenn er vor der irdischen Gerechtigkeit ein volles und offenes Bekenntnis ablegt und vor der göttlichen bereut.“*² Techow wurde schließlich am 14. Oktober 1922 wegen Beihilfe zum Mord zur gesetzlichen Höchststrafe von 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Als er aus dem Gerichtssaal abgeführt wurde, verschwand das unreife Werkzeug eines gegenrevolutionären Mordkomplotts so schnell wieder aus dem Licht der Öffentlichkeit, wie es von ihm erfaßt worden war.

Über dreißig Jahre später, 1953, führte die Berliner Vagantenbühne ein Zeitstück auf, mit dem sein Autor Horst Behrend einen Beitrag zur christlich-jüdischen Freundschaft in der Zeit nach dem Ende des Dritten Reiches leisten wollte, dessen erstes Opfer der deutsche Außenminister Rathenau geworden war: „Hauptmann Tessier“³. Die Handlung, die sich hinter dem Titel verbarg, stellte der Rezensent des Berliner Tagesspiegel seinen Lesern so vor: *„Im Jahre 1940 begegnen sich diesem Schauspiel zufolge in einem Lager jüdischer Legionäre in der Libyschen Wüste der Hauptmann Tessier, der in Wirklichkeit Techow heißt, einer der Rathenau-Mörder, und ein Neffe Rathenaus. Wird er den Mord an seinem Onkel rächen?“*⁴ Er tut es nicht. Denn Behrends Techow-Tessier bittet den Neffen des von ihm Gemordeten überraschenderweise um Verzeihung und gesteht ihm, daß der Brief der Mutter Rathenaus ihn zur Umkehr bewogen habe: *„Aber es hat doch seit jener Zeit eine Wandlung in mir gegeben. ... Ich begann, Walther Rathenaus Werke zu lesen, und inzwischen habe ich sie wohl alle, alle gelesen, begann sie in andere Sprachen zu übersetzen, sie zu verbreiten. Da wußte ich plötzlich, daß mein zukünftiges Leben nur noch den*

einen Sinn haben konnte, den Mord an einem großen Deutschen wieder gutzumachen.“⁵ Dem Stück war kein großer Erfolg beschieden. Die Kritik lobte die wohlmeinende Absicht und tadelte die klischeehafte Durchführung, die den vom Saulus zum Paulus geläuterten Techow-Tessier zu folgendem beschwörenden Ausruf gegenüber Rathenaus Neffen finden ließ: „*Helfen Sie mir – verzeihen auch Sie mir. Denn wie wollen wir miteinander gegen Tod und Teufel in Europa kämpfen, wir beide – Sie und ich -, wenn wir nicht, Juden und Christen, miteinander und füreinander kämpfen?*“ Täter und Opfer des Holocaust zum Bruderbund im antitotalitären Konsens vereint, diese dichterische Wiedergutmachung erschien auch im Deutschland des Jahres 1953 zu Wirklichkeitsfern, um als Botschaft ernstgenommen zu werden.

Doch lagen Fiktionalität und Faktizität im „*Hauptmann Tessier*“ der Berliner Vagantenbühne tatsächlich weniger weit auseinander, als es den Anschein hatte. Der Bühnenautor hatte seinen Stoff nicht aus eigener Phantasie ersonnen, sondern einer als wahr bezugten Begebenheit entlehnt. „*Ich mordete Walther Rathenau*‘. *Das erschütternde Bekenntnis eines bekehrten Attentäters*“, so lautete der Titel eines farbigen Berichts, der wenige Jahre nach dem Krieg in Deutschland erschienen war und unter Titeln wie „*Der letzte der Rathenau-Mörder*“ oder „*Vom Feind zum Bewunderer des jüdischen Volkes*“ bis in die jüngste Gegenwart immer wieder neu erzählt worden ist. Das „*Echo der Woche*“, das ihn 1952 zur 30. Wiederkehr des Tages der Ermordung Rathenaus abdruckte, versicherte seine besondere Genugtuung, „*dieses einmalige menschliche Dokument zum erstenmal in Deutschland zu veröffentlichen*“⁶ und nannte als Quelle einen während des Krieges im amerikanischen *Harper's Magazine* erschienenen Artikel „*My Favorite Assassin*“, in dem ein Journalist namens George W. Herald die von ihm selbst erlebte Geschichte der Begegnung Techows mit dem Neffen Rathenaus erzählte⁷. Herald, frisch in die französische Fremdenlegion eingetreten, wollte Tessier im Februar 1940 als Chef-Adjutant in Fort Flatters, einem Wüstendorf an der libyischen Grenze kennengelernt haben und beschrieb ihn als ‚einen großen, schlanker Kerl von 39 Jahren mit einem brutalen Kinn und wilden grauen Augen‘. Tessier war seinen Angaben zufolge ein Mann, der deutsch wie französisch akzentfrei sprach und seine zusammenge-

würfelte Truppe mal mit ironischer Höflichkeit, mal mit brutaler Unbeherrschtheit traktierte, sich eines Abends zur Überraschung seiner Männer jedoch als profunder Kenner jüdischer Literatur und Geschichte offenbarte. Noch größer aber wurde das Erstaunen seiner Legionäre, als Herald ihm eines Abends einen Kameraden vorstellte, der eben erst in Flatters eingetroffen war: „*Legionär Rathenau, Herr Chefadjutant.*“ *Tessier sprang wie von der Tarantel gestochen auf und rief: „Rathenau? Sind Sie zufällig mit dem verstorbenen deutschen Staatsmann verwandt?“ - „Ich bin sein Neffe“, antwortete mein Freund. Darauf Totenstille. Kein Muskel verzog sich in Tessiers Gesicht, doch ich sah, wie er leichenblaß wurde. Nach einer Weile sagte er mit tonloser Stimme: „Rathenau, ich muß Ihnen etwas gestehen. Sie stehen vor einem der Mörder ihres Onkels.“*“ Dann kramte Techow-Tessier in seinem Schreibtisch und „zog einen leicht vergilbten Bogen hervor, auf dem in einer schönen Handschrift einige Zeilen standen. Es war ein Brief, den die Mutter Walter Rathenaus einige Tage nach dem Mord unter Überwindung jeden Rachegefühls an die Mutter Techows gerichtet hatte.“ Dieser Brief bildete fortan Techows kostbarsten Besitz. Nach seiner vorzeitigen Entlassung wegen guter Führung 1927 habe er unter dem Eindruck dieses verzeihenden Briefes sich der Welt des Judentums geöffnet, Deutschland verlassen und sei in die Fremdenlegion eingetreten. Dort habe er schnell Karriere gemacht und in Marokko, Syrien und Indochina gedient, sei von der französischen Regierung eingebürgert worden und mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet worden. Nach diesem Geständnis schwieg Tessier, wie Herald sich erinnerte: „*Im Schein des Kerzenlichtes schienen seine Züge ihre Brutalität verloren zu haben. Er machte plötzlich einen alten, müden Eindruck. Es gab nicht mehr viel zu sagen. Rathenau drückte schweigend die Hand des Mörders seines Onkels, und wir kehrten schweigend in unsere Zelte zurück.*“⁸

Historia magistra vitae – nie konnte der Satz treffender geklungen haben als den Lesern dieses Idealbildes gelebter *re-education*. Hier zeichnete ein nazistischer Sympathien Unverdächtiger, ein amerikanischer Kriegsgegner vor, wie die Deutschen mit ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit ins reine kommen konnten. Der von Herald porträtierte Techow-Tessier war kein Held, der aus der Fremde kam, son-

dern einer, in dem das dämonologische NS-Bild der Nachkriegsjahre körperliche Gestalt angenommen hatte, ein Geläuterter, der die Versuchung des Bösen am eigenen Leib gespürt und niedergedrungen hatte, Täter und Opfer zugleich. Erlöst durch die verzeihende Gnade einer jüdischen Mutter, die ihren Sohn verlor und für das Seelenheil des Mörders bat, hielt Techow-Tessier dem Neffen Rathenaus in der liby-schen Wüste den Brief der Mathilde Rathenau entgegen, der mit den Worten schloß: *„Mögen diese Worte Ihrer Seele Frieden bringen.“* ... *„Sehen Sie, Rathenau, mein kostbarster Besitz ist dieser Brief“,* sagte er. *„Er eröffnete mir den Weg zu einer neuen Welt. Im Gefängnis fing ich an, die Werke Ihres Onkels nacheinander zu lesen. Später in der Legion beschäftigte ich mich in meiner Freizeit mit dem Studium der jüdischen Frage. In Syrien lernte ich Hebräisch. Ich merkte, daß die Nazis die Wahrheit über die Juden gefälscht hatten, um einen Vorwand für ihre eigenen Übergriffe zu haben. Ich weiß, wie stark ihre barbarischen Regungen sind, denn ich war selbst einmal von ihnen besessen. Seit 18 Jahren versuche ich, die bösen Kräfte in meiner Seele zu bekämpfen. Genau wie Frau Rathenau sich selbst überwand, als sie diesen Brief schrieb, in dem sie mir verzeihen hat, so habe auch ich versucht, mich zu bezwingen.“*

Ohne Verfehlung keine Katharsis – in dieser politisch angewandten Heilsordnung bedurfte es notwendig des Bösen, damit das Gute siegen könne, dienten auch nationalsozialistische Judenverfolgung und Shoah noch einem höheren Zweck: als Sündenfall und Bewährungsmöglichkeit für tätige Reue zugleich. *„Ich wünschte nur, einmal Gelegenheit zu haben, mein Unrecht wiedergutzumachen!“* Mit diesen Worten beschloß der französische Fremdenlegionär Tessier, der in Wahrheit der deutsche Rathenau-mörder Techow war, seine bewegende Beichte. Doch, wie sich herausstellen sollte, war seine Geschichte noch keineswegs zu Ende. Es war der Protokollant dieser seltsamen Wüstenbegegnung von 1940 selbst, der ihre Fortsetzung miterlebte und seinen Lesern davon berichtete. *„Im Februar 1941 traf ich ihn in Marseille wieder. Er sah aus wie ein Hafendarbeiter und lud mich in eine billige Hafenkneipe ein. Seine Kleider waren zweifellos eine Tarnung. Alles, was er mich fragte, war: „Kennen Sie Juden, denen ich helfen könnte, herauszukommen? Ich bin nämlich in der Lage, Ausreisevisen für Casablanca und verschiedene*

andere Orte zu besorgen.‘ ... Meine Erkundigungen ergaben, daß Techow damals schon über 700 Personen gerettet hatte. In Marseiller Flüchtlingskreisen war er als das ‚Ein-Mann-Hilfswerk‘ bekannt, und überall wurde sein Name mit Dankbarkeit genannt.“⁹

Aus diesem Stoff hatte der Bühnenautor Horst Behrend seinen „Hauptmann Tessier“ geformt. Seine Dichtkunst hatte die historische Vorlage durchaus respektiert und selbst die Lehre, die das Stück vermitteln konnte, bei Herald's Artikel von 1943 schon vorgefunden: *„So hatte das Verzeihen der Frau Rathenau schließlich doch ihre Früchte getragen. Der erste Deutsche, der einen Juden aus rassistischen Gründen umgebracht hatte, sollte der erste sein, der sein Verbrechen sühnte.“*¹⁰

Bekanntlich schreibt jede Generation die Geschichte neu, und in der jungen Bundesrepublik mochte eine Botschaft, die die Opfer des Holocausts zur Erlösung ihrer Mörder aufrief, für historisch durchaus verbürgbar erscheinen, ja, in den fünfziger Jahren sogar zu einem integralen Bestandteil der tradierten Lebensgeschichte Rathenaus werden¹¹. Aus dem Abstand eines halben Jahrhunderts hingegen erscheint sie monströs. Früh schon wurden Zweifel an der Authentizität der von Herald erzählten Begebenheit geäußert. Die „Allgemeine Wochenzeitung für Juden in Deutschland“ machte Techows Wandlung 1956 gar zum Gegenstand eines öffentlichen Aufrufs: *„Gesucht werden Personen, die die Techow-Geschichte von G. Herald bestätigen oder widerlegen könnten.“*¹² Kritiker wiesen darauf hin, daß Rathenau keine Nefen hatte und kein Mitglied der Familie jemals in der Fremdenlegion diente¹³. Ein älterer Bruder Techows bekannte nach dem Krieg, daß er *„selbst vor einem Rätsel (stehe), wie diese Tessier-Legende entstanden ist. Denn mein Bruder ist nie im Ausland gewesen, geschweige denn Capitaine der Fremdenlegion.“*¹⁴

Auch hatte sich zwar nach der französischen Kapitulation 1940 ein „Emergency Rescue Committee“ gebildet, das unter Leitung des amerikanischen Journalisten Varian Fry von Marseille aus die Flucht vieler Verfolgter aus Frankreich organisierte und bis zum August 1941 bestand¹⁵. Fry und seine Mitarbeiter halfen bei der Beschaffung von Notvisa für die Einreise in die USA, besorgten gefälschte Pässe und Visa für die Durchquerung Spaniens und Portugals und schmuggelten einen Großteil ihrer Klienten unter oft dramatischen Umständen über

die Pyrenäen nach Spanien. Zu den vielen, die auf dieser „F-Route“ über Saumpfade nach dem spanischen Grenzort Port Bou durchkamen, zählten Alfred Döblin, Lion Feuchtwanger, Anna Seghers, Walter Benjamin, Heinrich und Golo Mann. Doch weder Golo Mann noch Frys Mitarbeiterin Lisa Fittko, die die Flüchtigen zumeist führte, konnten sich an einen deutschen oder französischen Mitarbeiter namens Tessier erinnern und erklärten Heralds Geschichte für pure Erfindung.

Deren Unglaubwürdigkeit legt im übrigen schon der Umstand nahe, daß der vermeintlich vom Saulus zum Paulus gewandelte Techow noch 1934 als Autor einer Broschüre mit dem Titel „*Gemeiner Mörder?!*“ in Erscheinung trat, die von innerer Umkehr auch nicht das geringste spüren ließ, sondern im Gegenteil den Ministermord von 1922 als erste Bresche in das 1933 endgültig gestürzte Novembersystem feierte und in den Ruf an die toten Gesinnungsgenossen Kern und Fischer mündete: „*Und ihr habt doch gesiegt!*“¹⁶

So könnte man das Rührstück um den reuigen Rathenaumörder unbedenklich in das Phantasie Reich einer bloß literarischen Vergangenheitsbewältigung verweisen, gäbe es nicht ein Dokument, das die Authentizität der Tessier-Geschichte aus erster Hand bescheinigte. Es handelt sich um ein beglaubigtes Protokoll, das in mehreren Exemplaren überliefert ist (unter anderem im Leo-Baeck-Institute New York) und den Titel trägt: „*Meine Begegnung mit Adjutant-Chef Veroff, alias Techow, auf dem Fort St. Jean der französischen Fremdenlegion 1940*“. Die Aufzeichnung stammt aus dem Jahr 1964, und sie wurde verfaßt von Hans W. Rathenau, einem in die USA emigrierten Mitglied der Familie, dessen Vater Fritz und Walther Rathenau Vettern ersten Grades waren. Hans Rathenau, 1933 aus Deutschland geflohen, war im Mai 1940 in Brüssel als feindlicher Ausländer verhaftet und auf Intervention des französischen Militärattachés unter der Bedingung freigelassen worden, daß er als Kriegsfreiwilliger in die Fremdenlegion eintrete. Wie Hans Rathenau in seiner Aufzeichnung bezeugte, war er bei seinem ersten Appell in der Durchgangskaserne der Legion von Fort St. Jean in Marseille am 31. Mai 1940 nach dem Namensaufruf von einem dabeistehenden Unteroffizier namens Veroff angesprochen worden, der als heimlicher Stellvertreter des Kommandanten galt, sich Rathenau jedoch als der Ministermörder Ernst Wer-

ner Techow zu erkennen gab. Auf diese Begegnung ging die Geschichte zurück, die zwei Jahre später in Harper's Magazine erschien. George W. Herald, ihr Verfasser, war nach eigener Auskunft 1922 „ein kleiner Berliner Schuljunge“¹⁷, der nach 1933 Deutschland verlassen und sich 1939 ebenfalls der Legion angeschlossen hatte. Nach der Kapitulation Frankreichs im Juni 1940 war Herald in das algerische Hauptquartier der Fremdenlegion, Sidi-Bel-Abbès, überstellt worden, um dort seinen Dienst zu quittieren und später in die amerikanische Armee einzutreten. Im selben Monat war aber zufolge seiner hinterlassenen Aufzeichnung auch Hans Rathenau nach Sidi-Bel-Abbès gekommen und hatte dem dortigen Kommandanten befehlsgemäß über seine Unterhaltung mit dem Unteroffizier Veroff in Fort St. Jean Bericht erstattet.

Doch wenn somit auch der äußere Vorgang des von Herald berichteten Geschehens authentisch sein mochte, seine innere Substanz war es nicht. Rathenaus Unteroffizier Veroff glich Heralds Chef-Adjutant Tessier allein in der Brutalität des Auftretens und in der Angst, die die Nennung seines Namens auslöste. Der Verwandte des ermordeten Ministers stand in Marseille keinem bußfertigen, sondern einem haßerfüllten Vorgesetzten gegenüber, der ihn schikanierte, wo er konnte und sich als dauerhaft geschädigtes Opfer einer jüdischen Verschwörung sah: *„Wegen Ihres verfluchten Verwandten ist mein Leben in die Brüche gegangen.“* Wie der falsche ‚Tessier‘, so hatte auch der wahre ‚Veroff‘ sich nach dem Mord mit der jüdischen Kultur beschäftigt – jedoch mit umgekehrtem Vorzeichen: *„Seit Jahren“*, so erinnerte sich Hans Rathenau an die Auslassungen Veroffs, *„studiere ich Hebräisch und lese alle jüdischen Schriften im Originaltext. Die Lektüre der Lehren des Talmud und anderer Schriften überzeugten mich, daß das Wesen des Judentums zerstörend und zersetzend ist. ... Aufgrund ihrer Lehre können Juden nie konstruktiv, sondern stets nur destruktiv denken und handeln. Wenn nötig, müssen sie daher gewaltsam an der Durchführung ihrer gefährlichen Absichten verhindert werden.“*¹⁸

So vermittelte Hans Rathenaus Erinnerung an den Mörder seines Onkels denn auch eine ganz andere Lehre als die Erzählung, die sein einstiger Mitlegionär Herald aus ihr gemacht hatte: Nicht den Wieder-

gutmachungswillen einer gestrauchelten Nation illustrierte sie, sondern die fortlebende Sonderheit der Deutschen, ihre mangelnde Bereitschaft, aus der Geschichte zu lernen, und ihre Unfähigkeit, einen Platz im Kreis der friedlichen Völker in der Welt zu finden. Welche der beiden gegensätzlichen Erzählungen desselben Vorgangs besser zu unserer heutigen Sicht auf die deutsche Geschichte nach 1945 und die Entwicklungsstadien des Umgang der Deutschen mit dem Holocaust paßt, mag offenbleiben; authentisch sind sie jedenfalls beide nicht. Hans Rathenau ist Techow ebensowenig wie Herald je begegnet; auch er war einem Schwindler zum Opfer gefallen, der sich den Nimbus der Fremdenlegion als Zufluchtstätte der Verfeimten zunutze gemacht hatte. Daß deutsche Freikorpsattentäter bevorzugt in die Anonymität der französischen Söldnertruppe auswichen, war schon vor dem Zweiten Weltkrieg ein gern geglaubtes Gerücht gewesen; auch einer der flüchtigen Mörder Matthias Erzbergers war nach Angaben von Augenzeugen 1922 als Fremdenlegionär in Sidi-Bel-Abbès erkannt worden, während er in Wahrheit mit Unterstützung von Hintermännern ein komfortables Exil in Ungarn aufgesucht hatte.

Die wirkliche Geschichte des nach seiner Verurteilung zu fünfzehn Jahren Zuchthaus in die Strafanstalt Sonnenburg überführten Ernst Werner Techow verlief gänzlich anders. Versuche, ihm zur Flucht zu verhelfen, wurden zwar offenbar gleich mehrfach unternommen, schlugen aber jedesmal fehl. Aber eine Amnestie des Reichspräsidenten 1928 halbierte seine Haftzeit, während der er in laufendem Kontakt mit rechtsradikalen Kreisen geblieben war. Zu seinen Besuchern in der Haft zählten NSDAP-Funktionäre wie Joseph Goebbels, der seine Bewunderung für den „*herrlichen, ungebrochenen Mut*“ des „*Rathenaubezwingers Techow*“ gar dem Tagebuch anvertraute¹⁹. Seine vorzeitige Entlassung aus der Strafanstalt Halle im Januar 1930 geriet zu einem Wettstreit nationaler Verbände um die Ehre, wer das Symbol des Kampfes gegen die ‚Novemberrepublik‘ als erster in der Freiheit begrüßen dürfe. Der Stahlhelm, dessen Ehrenvorsitzender Reichspräsident Hindenburg selbst war, bot zur Feier des Tages sogar eine Musikkapelle auf, und die Ortsgruppe Halle der NSDAP marschierte in einer Stärke von 70 Personen mit Spielmannszug und Fahne durch die Straßen der Stadt, um das Ereignis zu würdigen.

Der solcherart Geehrte enthielt sich allerdings vorerst jeder politischen Betätigung, wie die Berliner Politische Polizei feststellte, die Techow vorsorglich überwachen ließ. Vielmehr bemühte er sich mit Hilfe Kapitän Ehrhardts, seinem früheren Chef in der Organisation „Consul“, um einen Studienplatz an der Universität Jena im Fach Landwirtschaft. Dann allerdings trat er Anfang 1931 der NSDAP bei und erhielt die Stelle eines Redaktionssekretärs im „Angriff“, der von Goebbels verantworteten Berliner Zeitung der Nationalsozialisten. Bei der Neuorganisation der Berliner SA zum 1. März 1931 wurde Techow als Motor-Sturmbannführer eingesetzt. Doch schon wenige Wochen später gehörte er im sogenannten Stennes-Putsch zu denen, die mit der Berliner SA gegen Gauleiter Goebbels rebellierten. Nach der nicht unbedingt glaubwürdigen, aber eindrucksvollen Schilderung seines früheren Mitverschworenen Ernst von Salomon kam es dabei sogar zu einem Rencontre zwischen Techow und seinem alten Bewunderer Goebbels. Mit einer Ohrfeige für den Gauleiter und dem Ausruf *„Wegen Euch Schweinehunden haben wir Rathenau nicht erschossen!“*²⁰ verabschiedete sich Techow den Angaben Salomons zufolge wieder aus der NSDAP und aus der Redaktion des „Angriff“, den er anschließend wegen fristloser Entlassung auf Zahlung eines Ausgleichsbetrages in Höhe seines dreifachen Monatsgehaltes verklagte. *„Dritten Personen gegenüber“*, so hielt ein polizeilicher Überwachungsbericht an den preußischen Innenminister vom April 1931 fest, *„soll sich Techow jetzt sehr ungünstig über Adolf Hitler auslassen; er bezeichnet diesen als den größten Wortbrecher.“*²¹

Doch nicht in die Fremdenlegion führte Techows fernerer Weg, sondern in die anonyme Existenz eines Fotografen, Bankangestellten und Angestellten der Deutschen Umsiedlungs-Treuhand-Gesellschaft in Berlin. Einmal noch tauchte er in der Öffentlichkeit auf, als Ende Oktober 1933 die letzte Ruhestätte der Rathenaumörder Kern und Fischer in Saaleck/Thüringen durch ein neues Grabmal im Stil der neuen Zeit geweiht wurde. Bevor der wuchtige, von einem Stahlhelm gekrönte Gedenkstein mit den Worten Ernst Moritz Arndts *„Tu was Du mußt. Sieg oder stirb und laß Gott die Entscheidung“* enthüllt wurde, ließ er in seiner Erinnerungsrede *„die elf Jahre der Verfemung im Geiste noch einmal auferstehen“*, wie der Berichterstatter der *Leipziger*

Neuesten Nachrichten festhielt²². Die Nachrichten über seinen weiteren Werdegang sind spärlich. Nach der Auskunft v.Salomons mied er nach seinem Rückzug aus der Politik jeden Kontakt zu seinen früheren Kameraden. Angeblich aber meldete er sich zu einem Offizierskursus in Döberitz bei Berlin und wurde auch als Offiziersanwärter angenommen. Doch wie der Zufall es wollte, sei seine Ausbildungskompanie auf einem Übungsmarsch dem Wagen seines alten Freund-Feindes Goebbels begegnet. Der glaubte, höhnende Zurufe aus den Reihen der Soldaten gehört zu haben; als einer, der gerufen hatte, wurde Techow festgestellt. Goebbels war nicht der Mann, ein solches Benehmen stillschweigend zu übergehen. Auf seine Veranlassung hin wurde Techow daraufhin zu keinem weiteren Offizierskurs mehr zugelassen. Erst im Mai 1941 konnte er seine militärische Karriere fortsetzen, als er nämlich mit Rücksicht auf seine im Zusammenhang mit dem Rathenau-mord bewiesenen automobilistischen Fähigkeiten als Kraftfahrerbermaat zur Marine eingezogen wurde. Später einer Marinekriegsberichter-Kompanie in Kiel zugeteilt, avancierte Techow nach Auskunft der bei der Deutschen Dienststelle in Berlin verwahrten Wehrmachtsakten zum Marineartilleriefeldwebel und Sonderführer. Beim Untergang seines Schiffes im Finnischen Meerbusen im Oktober 1942 schwer verwundet, wurde Techow dann im August 1943 aus der Kriegsmarine entlassen.

Über seine erneute Einberufung zum Heer konnte in den Personalunterlagen der Wehrmacht kein Datum ermittelt werden. Techows Stammrolle vermerkt lediglich: „*Verstorben: 9.5.1945. Truppenübungsplatz Königsbrück bei Dresden. Dienstgrad: Feldwebel*“²³. Das sich hinter diesen dürren Worten verbergende Schicksal eines Mannes, der dem Dritten Reich den Weg bahnen half und dann mit ihm unterging, überlieferte Ernst von Salomon in einer brieflichen Mitteilung an das Münchner Institut für Zeitgeschichte: „E.W. Techow fiel als Volksturm-mann am 9. Mai 1945, drei Tage nach der bedingungslosen Kapitulation nach der Verteidigung eines letzten Postens in einer Vorstadt von Dresden in russische Kriegsgefangenschaft. Eine Stunde nach seiner Gefangennahme trat er aus der Reihe der angetretenen Gefangenen, um einem verletzten Kameraden aufzuhelfen. Dabei wurde E.W. Techow von einem russischen Posten mit dem Spaten der Schädel

gespalten. Er ruht an der Stelle, an der er niedergeschlagen wurde.“²⁴ Inwieweit sich auch in diesem tödlichen Mißverständnis noch Wahrheit und Dichtung mischten, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Techows vom Standesamt Schwepnitz beurkundeter Tod aber setzte den Schlußpunkt unter ein Leben, das weder in bereuender Umkehr noch in gradliniger Fortsetzung einer politischen Mordkarriere endete und so eben das verkörperte, was die dem Zeitgeschmack entgegenkommende Legende um den bereuenden Mörder Tessier nur simulierte: historische Authentizität.

ANMERKUNGEN

- 1 So der Verhandlungsbericht über den Rathenaumord-Prozeß im Berliner Tageblatt, 4.10.1922, Abend-Ausgabe
- 2 Vgl. Zit. n. Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Deutschland 9, Rathenau-Prozeß, Stenographischer Verhandlungsbericht des Rathenaumord-Prozesses gegen Techow und Genossen, Bd. 2, 10. Tag, S. 94 f. Vgl. Ernst Norlind, Gespräche und Briefe Walther Rathenaus, Dresden o.J., S. 98 ff.; Ernst von Salomon, Der Fragebogen, Taschenbuchausgabe Hamburg 1953, S. 111.
- 3 Der Text des Stückes erschien im selben Jahr auch als selbständige Veröffentlichung: Horst Behrend, Hauptmann Tessier. Schauspiel, Berlin-Steglitz 1953.
- 4 *Der Tagesspiegel*, 16.8.1953.
- 5 Behrend, Hauptmann Tessier, S 30.
- 6 G.W. Herald, „Ich mordete Walther Rathenau“. Das erschütternde Bekenntnis eines bekehrten Attentäters“, in: *Echo der Woche*, 10.5.1952.
- 7 George W. Herald, My Favorite Assassin, in: *Harper's Magazine*, April 1943, S. 449-451.
- 8 *Echo der Woche*, 10.5.1952.
- 9 Ebenda.
- 10 Ebenda.
- 11 Helmuth M. Böttcher, Walther Rathenau. Persönlichkeit und Werk, Bonn 1958.
- 12 *Allgemeine Wochenzeitung für Juden in Deutschland*, 24.2.1956.
- 13 Eduard Rosenbaum, Bemühungen um Rathenau, in: *Merkur* 13 (1959), Nr. 138, S. 782-786.
- 14 Ernst-Günther Techow an Hans Lamm, 14.3.1956, zit. n. ebenda, S. 783.
- 15 Varian Fry, Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41, München/Wien 1986.
- 16 Ernst Werner Techow, „Gemeiner Mörder?!“. Das Rathenau-Attentat, Leipzig o.J., S. 32.
- 17 Herald, Assassin, S. 450.
- 18 Hans Werner Rathenau, Meine Begegnung mit Adjutant-Chef Veroff, alias Techow, auf dem Fort St. Jean der französischen Fremdenlegion 1940, 27.12.1964 (Privatarchiv des Verfassers).
- 19 Eintrag vom 9.9.1928, in: Joseph Goebbels, Tagebuch in fünf Bänden, hg. v. Ralf Georg Reuth, München/Zürich 1992, Bd. 1, S. 317.
- 20 Salomon, Fragebogen, S. 120.
- 21 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Rep. 77, Tit. 4043, Nr. 187, Der Berliner Polizeipräsident an den Minister des Innern, 16.4.1931.

DIE TESSIER-LEGENDE

- 22 Ausgabe vom 30.10.1933.
- 23 Deutsche Dienststelle (WASi) Berlin, Marinestammrolle Ernst Werner Techow, Nr. 0.4170 K.
- 24 Institut für Zeitgeschichte, München, Zs 1849, Ernst von Salomon an den Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, 23.2.1956.

Günter Schilling

RATHENAU'S ERSTE LITERARISCHE ARBEIT 1897

Vor einhundert Jahren, am 6. März 1897, wurde Walther Rathenaus erste literarische Arbeit ‚*Höre, Israel!*‘ in Maximilian Hardens *Zukunft* unter dem Pseudonym ‚W. Hartenau‘ veröffentlicht. Die Zeitschrift hatte zu diesem Zeitpunkt etwa 8000 Abonnenten.

Eine vorhergehende Veröffentlichung Rathenaus am 31.8.1895 unter vollem Namen und in derselben Zeitschrift mit dem Titel *Elektrochemische Werke* war lediglich eine Leserzuschrift und betraf eine Glosse des Wirtschaftskommentators der *Zukunft*, ‚Pluto‘, vom 3.8.1895, der die Wirtschaftskraft des neuen Unternehmens angezweifelt hatte. Das Schauspiel ‚Blanche Trocard‘ wiederum, das Rathenau bereits zehn Jahre zuvor, nämlich 1887, als Student dem Frankfurter Theater eingebracht hatte, war lediglich anonym in etwa einem Dutzend Exemplaren in Straßburg gedruckt worden, die Rathenau nach der Ablehnung vernichtet hatte. Zur Hochzeitsfeier seines Studienfreundes Heinrich Rubens am 8. April 1894 in Berlin schließlich hatte Rathenau ein Festspiel für Laiendarsteller mit dem Titel *Des Alchymisten Bekehrung* verfaßt und in einigen wenigen Exemplaren drucken lassen.

‚*Höre, Israel!*‘ ist somit Walther Rathenaus erste literarische Veröffentlichung. Sie bildete den Anfang seiner Zusammenarbeit mit Maximilian Harden, aus der bald Freundschaft und später Freund-Feindschaft werden sollte. Am 6. März 1897 begann aber vor allem Rathenaus Weg als Schriftsteller. Kein anderer Text von ihm ist bis heute so umstritten wie dieser, häufig als antisemitisch bezeichnete erste Aufsatz von wenig mehr als sieben Druckseiten. Was hatte Rathenau zu dieser Niederschrift veranlaßt?

Um ein angemessenes Urteil abzugeben, bedarf es eines Blicks auf die Zeitumstände und Rathenaus Biographie. Seine Großmutter väterlicherseits war Therese, geb. Liebermann. Sie hatte neun Geschwister. Ihr Vater war Joseph Liebermann (1783-1860), berühmter Kattunfabrikant, der den Baumwolldruck auf dem Kontinent eingeführt hatte. Walther Rathenaus Mutter Mathilde, geb. Nachmann, stammte aus der Mainzer und Frankfurter Bankiersfamilie Nachmann/Gerson, die seit

der Jahrtausendwende im Rheinland ansässig war und viele bedeutende Gelehrte hervorgebracht hatte. Aus altem jüdischem Patriziat stammend, konnte sich Walther Rathenau preußischen oder anderen deutschen Adelsgeschlechtern gegenüber durchaus ebenbürtig fühlen.

Nur wenige Jahre zurück lag 1897 Rathenaus Zeit als Einjährig-Freiwilliger bei den Berliner Gardékürassieren, an deren Ende er hatte erfahren müssen, daß er als Bürgerlicher, vor allem aber als ‚Staatsbürger mosaischen Glaubens‘ keine Chance bekam, Reserveoffizier zu werden. Man kann nur vermuten, daß er zu diesem Elitetruppenteil gegangen war, weil er zunächst angenommen haben mochte, bei seiner Herkunft aus jüdischem Patriziat könne er den ‚Makel‘ der jüdischen Herkunft durch militärische Tüchtigkeit wettmachen.

1893 wurde Rathenau zum Geschäftsführer der neu gegründeten Elektrochemischen Werke Bitterfeld bestellt, deren weiterer Aufbau ihm oblag. Er blieb bis 1899 in Bitterfeld. Auch wenn er von dort aus sporadisch am gesellschaftlichen Leben in Berlin teilnahm und etwa im Berliner Grunewald weiterhin ein Reitpferd unterhielt, blieb ihm in Bitterfeld viel Zeit zum Selbststudium. Aus Niederschriften seiner Schwester Edith wissen wir, mit welcher Intensität er sich dort auf den verschiedensten Wissensgebieten weiterbildete. Natürlich gehörten auch die Rassentheorien des Grafen Gobineau dazu. Herzls Zionismus hingegen steckte noch in den Kinderschuhen; er hatte zunächst jüdische Siedlungen in Uganda geplant. Das interessierte gebildete Juden in Deutschland damals kaum.

Mit seinem literarischen Erstlingsaufsatz wollte Rathenau auf eine Einwanderungswelle reagieren, die auch Menschen jüdischen Glaubens in großer Zahl aus den Ghettos vor allem des annektierten Polens und Rußlands nach Deutschland brachte. Die sogenannten „Ostjuden“ und auch die unter ihnen, die es dank ihrer Tüchtigkeit vielfach in kurzer Zeit zu Wohlstand gebracht hatten, unterschieden sich aber in Auftreten und Haltung von den seit Jahrhunderten im Westen eingesessenen Juden. In dieser Lage meinte Rathenau die neu aus dem Osten gekommenen Juden zur Anpassung aufrufen zu sollen.

Edith Andreae schreibt über ihren Bruder: *„Er wollte die Juden in jedem Land anpassungsfähig machen [...] damit hoffte er, dem Antisemitismus zu steuern, der in unheimlichem Maße zunahm. Leider hat er*

damit das Gegenteil erreicht, denn ihm unterlief die böse Überschrift ‚Höre, Israel!‘, [...] der Anfang des höchsten jüdischen Gebetes. Aber da wir ohne jüdischen Religionsunterricht aufgewachsen waren, konnten wir dieses Gebet nicht, und Walther hatte dadurch unwissentlich die Juden auf das tiefste gekränkt [...] Ferner legte man ihm als Antisemitismus aus, was nur [...] als Warnung vor dem, was kommen mußte, gedacht war. [...] Er glaubte an die Assimilierung [...] und wollte alles vermieden wissen, was [...] unangenehm auffiel: die nichtssagenden Bewegungen, die farbige Kleidung, die übertriebene Redeweise, [...] der viele Schmuck, [...] und das gänzliche Fehlen der inneren Stille.“ Soviel aus dem Manuskript eines Vortrags, den Edith Andreae um 1950 in Zürich gehalten hatte.

Walther Rathenaus Aufruf ‚Höre, Israel!‘ galt nicht nur den aus dem Osten gekommenen Juden. Nur selten wird zitiert, was an deutsche staatliche Stellen gerichtet ist, wenn Rathenau schrieb: *„Für den Staat (wird es) eine Pflicht, von dem Grundsatz ‚Jude ist Jude‘ abzugehen und mit der Erkenntnis, daß innerhalb des Judentums Unterschiede und Abstufungen bestehen, sich zu befassen. Man mag die strengste Prüfung der Herkunft, der Gesinnung, sogar des Äußeren zur Vorbedingung machen, [...] aber die grundsätzliche, ausnahmslose Aussperung muß aufhören. Gäbe es nur eine Handvoll jüdischer Beamte und Offiziere [...], so würde die jüdische Bevölkerung empfinden, daß der Staat aus der Judenfrage nicht eine Frage des Glaubens, sondern der Erziehung macht [...]. Es würde [...] die Menge sich an den wenigen Auserwählten messen und in ihnen ein greifbares Ziel der Selbsterziehung erblicken.“*¹

Es war das Bewußtsein seiner Herkunft aus einer jüdischen Geisteselite, das Walther Rathenau zu diesem Aufruf veranlaßt hatte, der für ihn einen doppelten Sinn trug: nämlich zur ‚Selbsterziehung‘ an die aus dem Osten gekommenen Juden und zur ‚Differenzierung‘ bei deutschen Juden an die staatlichen Behörden.

ANMERKUNGEN

1 Walther Rathenau, ‚Höre, Israel!‘, in: Die Zukunft, 6. März 1897, Bd. 18, S. 461 f.

NEUE MITGLIEDER

Als neue Mitglieder begrüßen wir

Herrn Dr. KLAUS VON DOHNANYI, Hamburg, der sich seit Jahrzehnten intensiv mit Walther Rathenau beschäftigt hat;

Herrn Dr. h. c. HINRICH ENDERLEIN, Teltow, der als Minister für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg in den Jahren 1990 bis 1994 die Schaffung der Rathenau-Gedenkstätte in Schloß Freienwalde maßgeblich gefördert hat;

Herrn Dr. HERMANN FRÖHLICH, Stuttgart, Geschäftsführer des Boehringer Ingelheim Fonds und Vorstandsmitglied der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft:

Herrn KARL-HEINZ HENSE, Brüssel, der durch mehrere Publikationen über den Liberalen und Visionär Walther Rathenau hervorgetreten ist;

Herrn ALEXANDER JASER, Freiburg, der dort den in Moskau kopierten Rathenau-Nachlaß betreut und für die Herausgeber der Rathenau-Edition aufbereitet, vor allem aber Prof. Schulin bei der Briefedition unterstützt;

Herrn STEPHEN M. KELLY, New York, Gründer des Bankhauses Arnhold & Bleichroeder, der sich als gebürtiger Berliner in vielfältiger Weise um die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen verdient gemacht hat;

HANS GEORG GRAF LAMBSDORFF, Frankfurt am Main, der in seinem schon 1990 erschienen Werk über die Weimarer Republik Walther Rathenaus Wirken auch aus juristischer Sicht dargestellt hat;

Frau DORIS RANGNICK, Frankfurt am Main, langjährige Leiterin des ehemaligen AEG-Firmenarchivs. Sie wird im Rahmen der Elektro-

NEUE MITGLIEDER

Holding GmbH (EHG, Rechtsnachfolgerin der AEG) in Frankfurt am Main noch für eine mittelfristige Übergangszeit die AEG-Akten betreuen;

Herrn Dr. PETER STRUNK, Kronberg, Historiker und ehemaliger AEG-Mitarbeiter, zuletzt im Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Er ist ein ausgewiesener Kenner der Frühgeschichte der AEG, mit Arbeiten über Emil sowie Walther Rathenau hervorgetreten und arbeitet zur Zeit an einer Geschichte der AEG.

TERMINE

Die WRG plant für das Jahr 1997 zwei Gedenkveranstaltungen, um sowohl an den 130. Geburtstag wie auch an den 75. Todestag Walther Rathenaus zu erinnern.

Am 24. *Juni*, einem Dienstag, wird im Gedenken an die Ermordung Rathenau seine Kranzniederlegung an der Mordstelle in der Koenigsallee, Berlin-Grunewald, durch den Regierenden Bürgermeister von Berlin und die WRG stattfinden. Am Nachmittag desselben Tages soll in Schloß Freienwalde mit einer von der Rathenau Stift GGmbH organisierten Feierstunde die erneuerte Dauerausstellung zu Walther Rathenau eröffnet werden. Für Mitglieder und Freunde der Gesellschaft wird ein Bustransfer von Berlin nach Bad Freienwalde und zurück angeboten.

Am 29. *September*, einem Montag, wird eine öffentliche Gedenkveranstaltung in der Walther Rathenau Schule (OG) in Berlin-Grunewald, Herbertstraße 2-6, stattfinden.

Zu beiden Veranstaltungen werden rechtzeitig gesonderte Einladungen ergehen.

NEUERSCHEINUNGEN

Alexander Demandt (Hg.), Das Attentat in der Geschichte.
Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 1996. ISBN 3-412-16795-9, geb., 462 S.,
68,- (darin: Martin Sabrow, Mord und Mythos. Das Komplott gegen
Walther Rathenau)

Dieter Heimböckel, Walther Rathenau und die Literatur seiner Zeit.
Studien zu Werk und Wirkung. Würzburg: Königshausen und
Neumann, 1996 (Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 214).
Zugl. phil. Diss. Duisburg 1995. ISBN 3-8260-1213-5, brosch., 430 S.,
86,-